Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier



Heft 7 1940

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Aufnahme: Elisabeth Hase

Die Schule beginnt

Die ersten schönen Jugendtage voll Sonnenschein sind nun vorüber; nun kommen kleine Pflichten und Aufgaben, die mit jedem Jahr an Ernst zunehmen. Nun sind es nicht mehr Vater und Mutter, die für die Erziehung des Kindes verantwortlich sind; der Staat ist in Person des Lehrers bzw. der Lehrerin aufgetreten, er ist von jetzt ab mitbestimmend für den Lebensweg des Kindes.

Ein Wunsch bewegt jedes Elternherz:

Wie kann ich meinem Kinde die Wege ebnen?
Wie kann ich ihm eine vorbildliche Erziehung bieten?
Wie kann ich es zu einem tüchtigen Menschen heranbilden?

Da tauchen die ersten Schwierigkeiten auf diesem ersten Schulweg des Kindes auf: Die Lernschule unserer Tage ist überwunden, eine andere zeitgemäße ist an ihre Stelle getreten. Welche Aufgaben hat sie? Was bietet sie dem Kinde und was fordert sie von ihm un[illegible] [illegible] dem Elternhause?

Auf all diese Fragen gib[illegible] [illegible] Antwort die

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrer-Bundes von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier, Gauwalter des NSLB.

Sie zeigt an praktischen Beispielen, wie dem Kind eine gediegene, auf das spätere Wohlergehen abgestimmte Erziehung zuteil werden kann.
Sie gibt Ratschläge für eine vernünftige, auf die Bedürfnisse der Gegenwart abgestellte Beschäftigung der Kinder.
Sie zeigt, wie dem Kinde bei den Schularbeiten methodisch richtig geholfen werden kann.
Sie beantwortet Kinderfragen.
Sie beschäftigt die Kinder.
Sie gibt Rat und Auskunft in allen Erziehungsfragen, weist Wege, wie bei den verschiedenartigsten Veranlagungen das Kind zu fördern ist.
Sie hilft, daß keine Zwiespältigkeit in der Erziehung des Kindes aufkommt und weist Wege, um das Kind vor seelischen Erschütterungen zu bewahren.
Sie hilft den Eltern, all die vielen Fragen zu verstehen, die durch die neuzeitliche Erziehung und Unterrichtsgestaltung an das Elternhaus herantreten.
Sie hilft bei der Frage: »Was können unsere Kinder werden?«
Sie bringt für die Feierabendstunde feinsinnige Erzählungen und gute Romane und schafft so zugleich die gesuchte Erholung und Entspannung.

Unsere pädagogische Sprechstunde erteilt den Beziehern in allen Erziehungsfragen mündlich oder schriftlich kostenlos Auskunft.

Amtliche Mitteilungen.

Schulsparwesen.

Der Reichswirtschaftsminister hat in letzter Zeit wiederholt auf die Bedeutung der Spartätigkeit während des Krieges hingewiesen. Auch dem Schulsparwesen fällt insbesondere durch seinen erzieherischen Wert und die Möglichkeit, über die Kinder auf die Eltern im Sinne einer verstärkten Spartätigkeit einzuwirken, während des Krieges eine nicht zu unterschätzende Aufgabe zu. Ich weise daher die Schulen erneut darauf hin, sich dieser Aufgabe anzunehmen und den Sparsinn und die Spartätigkeit der Schüler und Schülerinnen in jeder geeigneten Weise zu fördern.

Der Reichsminister
für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.
In Vertretung: Zschintzsch.

Unteroffizierschulen und Unteroffiziervorschulen.

Der Oberbefehlshaber des Heeres hat die Wiedereinrichtung von Unteroffizierschulen und Unteroffiziervorschulen angeordnet.

Für die Unteroffiziervorschulen können [illegible] junge Leute nach beendeter Volksschule [illegible] Jahren anmelden; [illegible] fliegeri[illegible] im Alter von 14 bis 15 Jah[illegible] Angehörige der seemännischen und [illegible]schen Bevölkerung werden nicht eingestellt.

Unteroffiziervorschulen gelten als Berufsschulen. Nach dreijährigem erfolgreichen Besuch muß sich der Unteroffiziervorschüler zu einer zwölfjährigen Dienstzeit verpflichten, die mit einer zweijährigen Ausbildung an der Heeres-Unteroffizierschule beginnt.

Im Anschluß an die Unteroffizierschule erfolgt noch eine halbjährige Ausbildung an der Waffenschule derjenigen Waffe, der die Schüler dann angehören werden.

Unteroffizieranwärter, die sich durch hervorragende Führereigenschaften auszeichnen, haben nach erfolgreichem Besuch der Unteroffiziervorschule die Aussicht, als Bewerber für die Offizierlaufbahn übernommen zu werden.

Im übrigen bedeutet der an den Unteroffiziervorschulen und Unteroffizierschulen eingerichtete Unterricht einen erheblichen Vorteil für den Unteroffizier, der aus diesen Schulen hervorgegangen ist, gegenüber dem Unteroffizier aus der Front hinsichtlich der Vorbereitung auf die am Ende der Dienstverpflichtung anzustrebende Abschlußprüfung II, deren Bestehen dem Unteroffizier nach beendeter Dienstzeit den Uebertritt in die Beamtenlaufbahn ermöglicht.

Der Besuch der Unteroffiziervorschulen ist kostenlos. Die Vorschüler erhalten freie Unterbringung, Bekleidung und Verpflegung, außerdem ein Taschengeld von 0,20 RM je Tag. Die Reisen zu den nächsten Angehörigen während der alljährlich eingelegten Urlaubszeit sind frei.

Die Unteroffiziervorschüler sind von der Erfüllung der Reichsarbeitsdienstpflicht befreit.

Bewerbungsgesuche sind an das für den dauernden Wohnort zuständige Wehrbezirkskommando zu richten.

Bearbeitende Dienststelle im Oberkommando des Heeres ist die Inspektion des Erziehungs- und Bildungswesens des Heeres.

Der Reichsminister
für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.
Im Auftrage: Frank.



Heft 7 1940

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Inhalts-Übersicht



Frühlingssonne

Hysterische K



Unter Hysterie begreifen wir eine Reihe körperlicher und seelischer Erscheinungen, die wir als aus der Norm fallend empfinden, für die wohl eine minderwertige Veranlagung des Nervensystems ursächlich, für deren Entwicklung entscheidend aber die Erziehung ist. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß bei schwer erziehbaren Kindern sehr häufig Hysterie vorhanden ist, wobei zu beachten ist, daß es sich bei dieser Krankheit um eine Störung der nervösen Zentralorgane handelt, ohne daß es möglich wäre, dieses Krankheitsbild fest zu umschreiben. Kindliche Hysterie ist (von wenigen Ausnahmen abgesehen) das Ergebnis einer verkehrten Erziehung, was schon daraus klar hervorgeht, daß es einer zweckmäßig geleiteten Erziehung sehr oft nicht nur gelingt, die Entwicklung der Hysterie selbst bei erblicher Belastung zu verhüten, sondern darüber hinaus gründliche und dauernde Heilung auch bei schon aufgetretener Hysterie zu erreichen. Man kann also die Behauptung aufstellen, daß die Hysterie von der Veranlagung des Kindes, von seinem Erbgut, unabhängig ist, daß der größte Teil solcher Neurosen, vielleicht 4/5, vermeidbar sind. Um so größer ist die Verantwortung der Erziehenden, den Kampf mit der Hysterie tatkräftig aufzunehmen.

Körperliche Erscheinungen der Hysterie sind: Herabsetzung und Steigerung der Hautempfindlichkeit, bei Kindern Gelenksteifigkeit, Neigung zu häufigem Erbrechen, Bestehen der normalen Tastempfindung, aber vermindertes Schmerzgefühl. Eine Mutter klagte mir kürzlich, daß ihr Kind „ein schreckliches Balg" sei, verstockt, launisch, keine Prügel nütze, es sei gerade, als ob sie auf ein Brett losschlüge. Es handelte sich dabei um ein 14jähriges Mädchen mit ausgesprochener Hysterie, wie ich später feststellen konnte.

Es ist überaus schwierig, organische Erkrankungen von hysterischen zu unterscheiden! Eine sechzehnjährige Schülerin klagt über Schmerzen in der Blinddarmgegend. Das Mädchen wird operiert, der Blinddarm ist tadellos gesund. In einer Klasse sieht ein Kind bei einem anderen eine Kontraktur des Kniegelenkes, es erkrankt ebenfalls. Trotz heftigster Gewaltanwendung ist das Bein nicht streckbar, aber, merkwürdig!, im Schlaf und in der Narkose wird das Bein mühelos gestreckt. Die Diagnose war offenbar falsch, es liegt gar keine Kontraktur des Kniegelenkes vor, sondern durch den Anblick bei dem wirklich erkrankten Kind entsteht bei dem anderen durch Vorstellung die gleiche Kniestellung. Wir haben es mit einem hysterischen Kinde zu tun. Aus gut verbürgter Quelle weiß ich von einem Fall, wo eine junge Frau von etwa 20 Jahren nicht sehen konnte. Die Aerzte standen vor einem Rätsel. Einem Heilpraktiker gelang es, die Frau von ihrer „Blindheit" zu heilen, aber stets nur vorübergehend auf drei bis vier Monate, dann mußte sie jenen Mann wieder aufsuchen, und die Blindheit verschwand. Ohne Zweifel ein Fall von Hysterie! Es gibt organische und hysterische Lähmungen, es gibt hysterisches Stottern, hysterischen Schreikrampf usw. Es handelt sich bei der Hysterie um ein weites, bisher noch wenig erforschtes Gebiet.

Hysterische Erscheinungen treten nur sehr selten vor dem 7. Lebensjahr auf; am häufigsten sind sie bezeichnender Weise in den Reifungsjahren, und man kann sagen, daß in der Pubertätszeit sehr viele Jugendliche tatsächlich Hysteriker sind, aber diese Art Hysterie als Begleiterscheinung eines Entwicklungsstadiums klingt wieder ab, wenn nicht eine verkehrte Erziehung auch hier Gefahren für eine dauernde Hysterie heraufbeschwört.

Ein paar Worte über die Entstehung hysterischer Erscheinungen. Die Erscheinungen sind körperlicher Art (Lähmungen, Eigentümlichkeiten der Atmung, des Sprechens, Husten, Schwerhörigkeit usw.), aber es fehlen alle organischen Krankheitssymptome. Maßgebend sind eben Vorstellungen des Kindes. Es bildet sich die Krankheit ein, und seine Vorstellungen sind so krankhaft übersteigert, daß es wirklich zu dem Krankheitsbild, täuschend nachgeahmt, kommt. Und in dieser Uebersteigerung liegt eben das Krankhafte! Das Kind simuliert, gewiß, aber kein normales Kind kann so simulieren. Bei jedem normalen Menschen lösen gewisse Vorstellungen und Reize körperliche Erscheinungen aus. Es ist keine leere Redensart, wenn wir beim Riechen einer guten Speise sagen, daß uns das Wasser im Munde zusammenläuft, es läuft uns wirklich zusammen, und wir wissen aus experimentellen Untersuchungen, daß der Magen Magensaft abzusondern anfängt, wenn wir uns den Genuß einer Speise lebhaft vorstellen. Ich habe keinen Hunger, da fällt mir plötzlich ein, daß ich zu Hause ja kein Brot habe, sofort stellt sich, durch die Vorstellung bewirkt, ein heftiges Hungergefühl ein. Lachen, Freude, Tränen stecken bekanntlich an. Die Schwindelfreiheit hängt sehr wesentlich davon ab, ob ich mich von der Vorstellung der Gefahr des Fallens befreien kann. Das Hausmädchen wäscht wertvolles Porzellan ab, die Hausfrau hält es für richtig, dem Mädchen besonders einzuschärfen, ja recht vorsichtig zu sein, und der Erfolg: es gibt gerade Scherben. Schreck bewirkt erhöhten Drang zur Darmentleerung, wir hören von Ungeziefer, und es juckt uns. Also: bestimmte Vorstellungen rufen ganz normaler Weise und bei allen Menschen bestimmte körperliche Erscheinungen oder Reize hervor, sei es gewollt, sei es ungewollt. Alles das teilt der Hysteriker mit dem gesunden Menschen, aber bei ihm ist alles krankhaft übertrieben.

Kinder

Von Dr. R. Günther

Ich erschrecke, der Schreck lähmt mich, der Schreck verschlägt mir die Sprache, aber: der Hysteriker wird wirklich gelähmt, er wird stumm. Ein Kind ißt etwas, das ihm sonst widersteht, ohne es zu wissen. Nachträglich sagt die Mutter lobend: „Siehst du, soeben hast du die und die Speise gegessen.“ Die Folge bei dem normalen Kind: es schüttelt sich ein wenig, es wundert sich, es verliert seine Abneigung gegen die betreffende Speise. Bei dem hysterischen Kind stellt sich (nachträglich) heftiges Erbrechen ein.

Sehr oft wird das hysterische Kind gewisse Erscheinungen gewollt herbeiführen. Und trotzdem tun wir dem Kinde unrecht, wenn wir von Simulation sprechen und es gar wegen solcher „Heuchelei und Frechheit“ strafen. Der Gesunde erbricht sich nicht, auch wenn er will, der Hysteriker tut es. Hier liegt das Krankhafte.

Immer geht die Ursache der Wirkung voraus, bei den sogenannten Schulkrankheiten scheint es umgekehrt zu sein. Das Kind hat seine Aufgaben vergessen. Es hat also Angst vor der Schule. Das Kind ist am Morgen blaß, hat Durchfall, es ist wirklich krank. Die betreffende Unterrichtsstunde ist vielleicht von 10 bis 11. Um 11 Uhr tritt bei dem Kinde Besserung ein. Welche Erfahrung macht das Kind? Die Krankheitserscheinung (ungewollt, unbewußt) bewirkte, daß ihm Unangenehmes erspart blieb, es brauchte nicht zur Schule zu gehen. Durch die Erfahrung lernt das Kind simulieren. Hier liegt also die große Gefahr vor, daß wir Hysteriker erziehen.

Ein Kind muß offen, suggestibel sein, um die massenhaften Erlebnisse und Vorstellungsinhalte in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Aber es darf auf dieser Stufe nicht stehenbleiben, sonst stellt sich eine krankhafte, schrankenlose Suggestibilität und Autosuggestibilität ein. Die Phantasie entartet zur Unwahrhaftigkeit, wobei dahingestellt sein mag, ob bewußt oder unbewußt gelogen wird; die natürliche Ichbezogenheit des Kindes wird zur häßlichen Selbstsucht, wenn das Kind auf der infantilen Stufe stehenbleibt.

Entstehung der Hysterie ist bei allen Menschen möglich, aber erst eine falsche Erziehung führt zur Entwicklung hysterischer Erscheinungen. Deshalb ist die Verhütung der Hysterie ebenso wichtig wie ihre Bekämpfung.

Wo ruhige Gleichmäßigkeit, eine wohltuende Harmonie im Hause herrscht, da findet die Hysterie keinen Nährboden. Disharmonie, unglückliche Ehen, nervöses Hasten der Erziehenden, mangelnde Selbstzucht der Eltern erzeugen Hysterie. Ein Zickzackkurs ist überall vom Uebel, in der Erziehung ist er verhängnisvoll. Wehe dem armen Kinde, dessen Erzieher heute erlauben, was sie gestern verboten und vielleicht morgen wieder verbieten werden! Wehe dem armen Kinde, dessen Erzieher je nach Laune Hüh! und Hott! rufen! Solche Erzieher erziehen sich hysterische Kinder!

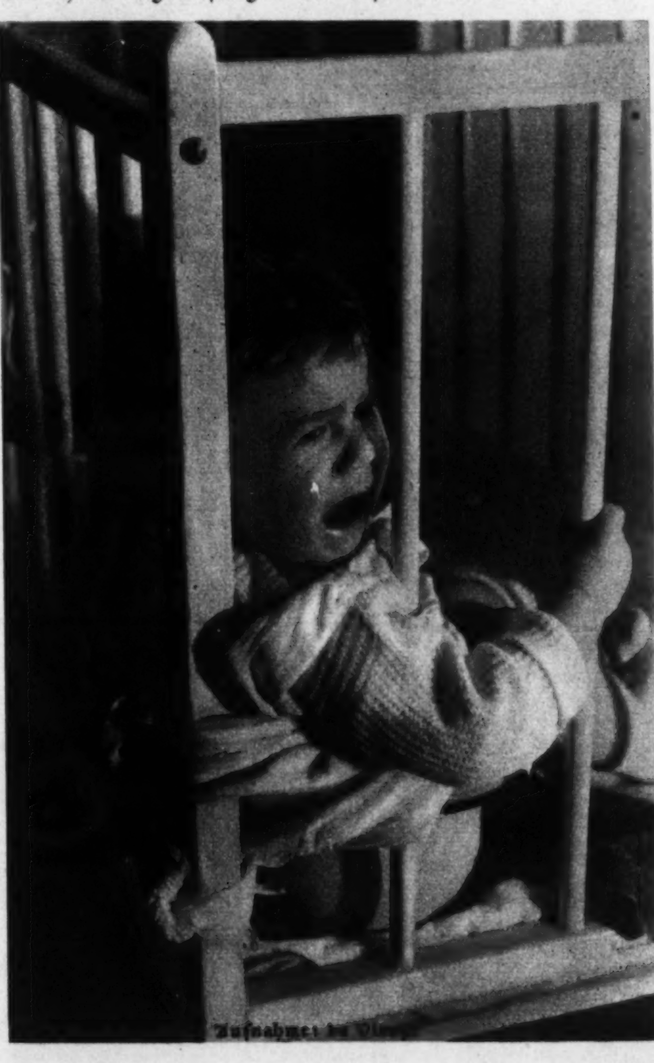
Ruhige Gleichmäßigkeit in der Erziehung, wenig Eingreifen, möglichst wenig Strafe, keine Unzahl von Ge- und Verboten, die ja doch nicht eingehalten werden, dafür wenige Anordnungen, auf deren Erfüllung unbedingt bestanden wird, verhütet Hysterie, beugt vor. Treten hysterische Erscheinungen schon auf, so bedarf es besonderer Aufmerksamkeit. Das zur Hysterie neigende Kind flieht in die Krankheit. Schön! Man gehe auf sein Leiden ein. Es hat Schluckbeschwerden — also bekommt es flüssige Kost. Sie wird ihm nicht lange behagen. Das Kind hat Kopfschmerz, also ja nicht eine Kinovorstellung oder ein Besuch des Theaters. Es ist wichtig, daß das Kind klar sieht, daß sich der Erzieher kein X für ein U vormachen läßt. Bei flatternden Neigungen dringe man auf Konzentration. Ein Junge will sich eine Briefmarkensammlung anlegen. Warum nicht? Er will sich Tiere halten? Wenn die Möglichkeit besteht, sehr schön. Aber der Junge muß nun auch die Sache betreiben, wirklich sammeln, seine Tiere versorgen, sauberhalten, füttern.

Hysterische Kinder drohen in einem ernst[illegible]m Stadium der Krankheit mit allem Möglichen. [illegible]in junger Mann, den ich einige Jahre betreute, [illegible]hte seinem Internatsleiter, er würde das Haus an[illegible]en, andere drohen mit Selbstmord. Es ist verst[illegible]lich, daß Eltern sich dadurch in große Sorge versetzen lassen. Und doch muß ihnen geraten werden, es darauf ankommen zu lassen, nur genau aufpassen, denn hinter solchen Drohungen steht nur sehr selten der Wille zur Tat, wohl aber lauert dahinter die riesengroße Gefahr, daß der Erzieher der Sklave seines hysterischen Zöglings wird. Man darf sich nicht einschüchtern lassen, sonst verliert man alle Autorität über das Kind.

Liebevolles Eingehen, verstehende Liebe bewirken, wie immer in der Erziehung, Wunder.

In schwereren Fällen ist Umweltswechsel notwendig, damit das hysterische Kind gesunden kann.

Unter den Hysterischen gibt es wertvolle und wertlose Menschen, stets aber sind es kranke Menschen, die wir beeinflussen, erziehen müssen und mit Erfolg auch von ihrer unglückseligen Art befreien können.



Aufnahme: [illegible]

Lebenswende - Lebensleite

Auch auf den härtesten Winter folgt ein Frühling; und mögen die Tage noch so dunkel, mögen Kälte und Tod noch so siegreich gewesen sein: einmal feiert die Natur doch ihr Auferstehungsfest. Alles muß sich wenden, und neues, junges Leben regt und rüstet sich zur Erfüllung seiner ewigen Aufgabe im kommenden Jahr. Und wir verstehen gar wohl jene Völker des Altertums, die die Wende ihres bürgerlichen Jahres zeitlich mit der Wende im Naturleben zusammenfallen ließen, die mit dem scheidenden Winter das Jahr ausklingen ließen und mit dem Frühling ihr Jahr hoffnungsfroh begannen.

In vieler Beziehung tun wir es ja ihnen heute noch gleich. Feiern wir auch den Jahresschluß und den Jahresbeginn um die Zeit der Wintersonnenwende, so fallen doch die wichtigsten Wendepunkte unseres persönlichen und unseres Gemeinschaftslebens — Anfangs- und Endpunkte — dem Gang des Naturgeschehens folgend in die Zeit „um Ostern", in die Zeit, da der Winter dem Frühling das Feld räumt.

Zu Ostern werden die sechsjährigen Kinder „schulreif", zu Ostern beginnt für sie die Schulzeit; zu Ostern endet ihre Schulpflicht, und zu Ostern treten sie „ins Leben".

Es gibt auch im ferneren Leben eines Menschen kaum einen Wendepunkt, der an Bedeutung den beiden gleichkommt. Es sind Lebenswenden im wahrsten Wortsinne, wenn das Kind, das bislang nur der Familie gehörte und in ihrer Obhut aufwuchs, nun aufhört, bloß Kind zu sein, um Schulkind zu werden, oder wenn es, der Schulpflicht entwachsen, aus der Obhut der Schule entlassen wird, um in den Kreis der höheren Pflicht zu treten, in dem es sein künftiges Leben selber gestalten und sich zu einem nützlichen Glied der Gemeinschaft praktisch heranbilden soll.

Lebenswende — das Wort hat einen ernsten Klang. Denn hinter ihm steht die Ungewißheit, quält die Frage: Wird's eine Wende zum Guten sein?

Sie quält nicht die, die sie in erster Linie angeht. Voll freudiger Ungeduld fiebert das Kind seinem ersten Schultag entgegen, und erwartungsfroh und siegesbewußt überschreiten die Schulentlassenen die Schwelle, die „ins Leben" führt. Das ist Kindesrecht, ist ewiges Recht der Jugend, da unbekümmert zu lachen, wo den Eltern und Erziehern der Ernst und die Bedeutung der Stunde den Mund stumm und die Augen feucht macht. Sie wissen ja noch nicht, diese „Kleinen" und „Großen", daß nur die Vergangenheit und die Gegenwart gewiß, die Zukunft aber immer dunkel ist. Sie vertrauen denen, die ihrem Leben fürsorgend die Richtung geben und — ihrem eigenen guten Stern.

Da kommen dann die kleinen Jungen und Mädel, von der Hand der Mutter geleitet, nach Ostern das erste Mal zur Schule, die von nun an für viele Jahre den äußeren Ablauf ihres Tages und ihr gedankliches Leben bestimmen wird. Die Zeiten, da sie zagend ihrem ersten Lehrer die Hand reichten, weil elterliche Unvernunft oder Erzieherschwäche ihnen diesen als Schreckgestalt geschildert hatte, sind vorbei. Vorbehaltlos erschließen sie ihm ihr Herz, und ihre junge Seele ist voll Stolz, die erste Kindheit hinter sich gebracht zu haben und — Schulkind zu sein. Sie verstehen nicht die heimliche Träne der Mutter, die wohl weiß, daß dieser erste Schultag eine Wende in dem Verhältnis ihres Kindes zu seiner Mutter sein wird. So wie bisher, so ausschließlich, gehört ihr das Kind nicht mehr. Sie muß fortan alle Liebe und alles Vertrauen teilen, teilen mit der Schule.

Doch nicht nur alle Liebe und alles Vertrauen! Sie darf auch alle Sorge um das Kind mit der Schule teilen. Denn an der Lebenswende steht gleichzeitig die Lebensleite, öffnen sich hier zum Schulbeginn helfende Hände, mitempfindende und helfende Herzen, beseelt von dem Willen, das ihnen vom Elternhaus anvertraute kostbarste Gut der Nation zu behüten, zu pflegen und zu fördern, daß einstmals brave deutsche Männer und Frauen aus ihm werden.

Pfeilgeschwind fliehen die Jahre. Schnell ist die Schule für das Kind Gewohnheit geworden und — oft nicht immer froh empfundene — Pflicht. Und viel schneller, als es die Eltern vorausschauend glauben mochten, rückt der Tag heran, da sich die Schulpforten hinter dem herangereiften Kind schließen, da die Berufswahl getroffen werden und das Kind sich anschicken muß, auf den eignen Füßen stehen zu lernen.

Wieder eine Lebenswende! Die Kindheit ist vorüber, der Ernst des Lebens tritt an die jungen deutschen Menschen heran und die Selbstverantwortung. Und voll banger Sorge ruht manch Vaterauge auf dem Sohn, schaut manche Mutter auf die Tochter, die nun aus dem Kreis der Schulkameraden heraustreten und unter „fremden Menschen" ihr künftiges Schicksal gestalten sollen. Aber hier wie dort: An der Lebenswende steht die Lebensleite! Die Schule, die sie bislang betreute und erzog, gibt die Jungen und Mädel einmal in die Hand der Reichsjugendführung, die sich schon einige Zeit vorher mit ihr parallel, wenn auch in anderer, eben ihr gemäßer Weise um die Erziehung der künftigen Staatsbürger bemühte, und zum andern in die Hand der Lehrherrn, die mehr als je und vor allem bewußt ihre Aufgabe nicht im bloßen mechanischen Ausbilden, sondern vor allem auch im Erziehen des gesamten jugendlichen Menschen sehen. Elternhaus und Schule wissen es, und die Jugendlichen werden es fühlen, daß starke Hände und anteilnehmende Herzen auch nach der Lebenswende der Schulentlassung den Weg der jungen Volksgenossen überwachen, ausgerichtet nach den Richtlinien, die der Führer gab und deren Ausführung der Partei und ihren Gliederungen als Aufgabe gestellt wurde.

Denn das ist das Neue in unserem völkischen und staatlichen Leben: Der deutsche Mensch steht fortan im Lebens- und Schicksalskampf nie allein! Und gerade in den Augenblicken, da eine Lebens- und Entwicklungsphase abgeschlossen ist, da in hartem Bruch eine Gewohnheit aufgegeben und ein Leben unter neuen Bedingungen begonnen werden muß, strecken sich ihm hilfreiche Hände kameradschaftlich entgegen, um ihn sicher über die Kluft zu geleiten und ihm Wege in das Zukunftsland zu weisen.

Um Ostern ist die Zeit der Lebenswende. Für die junge Generation der Gegenwart und ihre Eltern ist sie nicht mehr unabänderlich mit der bangen Frage nach einem getreuen Wegweiser verknüpft. Ein Staat nahm sich ihrer an und formte den Begriff der Lebenswende, in dem wir einen Hauch des Schicksalhaften und Unbekannten zu spüren meinen, um in den zukunftsgewissen Begriff der Lebensleite.

Als Fest begehen wir sie um die Zeit, da die Natur sich zu ihrem Auferstehungsfest rüstet und zur Erfüllung ihrer ewigen Aufgabe.

Das Märchen vom Kinde

Kommt Purzel erregt und glühend nach Hause: bei Lange's nebenan ist ein Schwesterchen angekommen. „So süß, Mutti, so winzig, Mutti, so kleine Menschenhände hat es, und so ein winziges spitzes Mäulchen. Und die Aeugelche hat es immer zu. Und ganz kleine schwarze kruselige Härchen auf seinem Köpfchen." Am liebsten würde Purzel jetzt immerzu dastehen und das Wunder begucken, aber Ursel Lange's Mutter ist krank; man darf nur ganz leise herantreten und ganz leise sprechen, und dann muß man wieder weg. Und nun ein neuer Gedanke: „Du, Mutti, warum sind die Mütter denn eigentlich krank, wenn ein kleines Kindchen kommt? Wenn das der Storch bringt, warum beißt er die Mutter dann? Warum jagt denn der Vater den Storch nicht weg, wenn er kommt und die Mutter beißen will?"



Und sprudelt weiter: „Bei Lange's, sagt die Ursel, da ist die Frau Wehler gekommen, sagt die Ursel, und die hat das Kind in der großen Tasche mitgebracht. Wer hat nun aber Ursels Mutter gebissen, wenn doch gar kein Storch da war?"

In des Kindes Augen stehen tausend Fragen, und hinter den Fragen eine Bitte: „Sag' mir's doch, speis' mich doch nicht mit einem Märchen ab, wie alle andern es tun."

Die Mutter will wahr sein. Im Kern der Sache wenigstens. Sie zieht das Kind auf ihren Schoß, erzählt ihm vom Garten draußen, von den Blumen, die Purzel sich selber hat säen dürfen, und wie aus dem Samenkörnlein in der Erde ein Pflänzchen zum Licht wächst. Und so ein Samenkorn ist jeder Mensch, jedes Geschöpf. Vater und Mutter, und Heim und Haus, das alles ist wie ein großer Garten. Und im Herzen der Mutter wächst das Körnlein, aus dem ein Menschenkind werden soll, bis es groß und kräftig genug geworden ist, ans Licht zu kommen. „Du hast doch auch schon gesehen, wie die Erde aufbirst, und das Pflänzchen hinaussprießt. So wächst das Kind aus der Mutter Herzen, und wenn es hinauswächst, tut das dem Herzen der Mutter weh. Darum ist die Mutter krank, wenn sie ein Kindchen bekommt. Und darum muß sie so lange liegen und ruhen, bis ihr Herz wieder zuwächst. In die große leere Stelle aber, wo das Kind war, pflanzt der liebe Gott die Liebe hinein, und wo das Kindchen war, ist nun die Liebe für das Kind, und die Sorge um das Kind, und die Freude daran und die Traurigkeit darüber. Das ist wie ein Gartenbeet für sich, und für jedes neue Kind wird ein neues Beetchen . . ."

Das Kind hatte mit glühenden Wangen zugehört, und in seinen Augen stand ein wunderndes Leuchten. Es hatte die kleinen Hände gefaltet und seufzte ab und zu. Und nun sagte es aus tiefstem Herzensgrund heraus:

„Aber, Mutti, das ist doch viel schöner als der dumme Storch. Dann aber schmiegte sie ihr Köpfchen an Muttis Brust und sagte leise: „Ich höre dein Herz so klopfen, Mutti. Klopft jetzt alles Liebe darin für mich?"

Und dann sagte das Kind noch etwas, das in seiner schlichten Unschuld überwältigend war und märchenhaft schön. Es sagte:

„Nun weiß ich auch, warum du immer sagst, man muß gut sein und ein reines Herz haben. Denn wenn man schlecht ist und man hat ein böses und schwarzes Herz, dann hat ja das kleine Kind ein schmutziges Bett, oder ein hartes, oder ein kaltes Bett. Und wie soll dann da ein kleines Kind dadrin liegen und wachsen und schlafen?"

Alice Weiß-v. Ruckteschell



Aufnahmen: Dr. Weskamp



Die Maikäfer sind da! — Jedermann kennt sie — und doch grüßt immer wieder der erste, der uns im Jahr begegnet, als alter lieber Bekannter aus ferner Kinderzeit, wobei wir mit Wohlgefallen die holzbraunen Flügeldecken und die dreieckigen Flecke an den Seiten des hübschen Käfers betrachten. Der kleine braune Geselle hat es eben mit vielen vier- und zweibeinigen Lebewesen gemeinsam: bei schlechten Eigenschaften ein liebenswertes Benehmen und angenehmes Aeußere an den Tag zu legen.

Wie einst, so sind die Maikäfer auch heute noch die kindertümlichsten unter allen Käferarten, und wie ehedem kann man immer um diese Jahreszeit bemerken, daß dieser und jene Bub die braunen Käferritter in einer Zigarrenkiste oder Konservendose gefangenhält und mit jungen Baumblättern füttert.

Auf den „Maikäferbörsen" der Kinder gibt es dann heiße Köpfe, beim Festsetzen der Tauschpreise. Zwar für den einfachen, gewöhnlichen Maikäfer, der keinerlei Besonderheiten aufweist, ist der Preis nicht hoch.

„Käfermei, Käfermei!
Für eine Nadel gibt es drei!
Käferher, Käferher!
Für eine Nadel gibt es sechs"

singt das alte Käferlied. aber da gibt es nicht alltägliche Maikäfer, z. B. den „Kaiser". Sein Halsschild glitzert metallisch, blauschwarz. Der „König" hat ein rotes Halsschild, der „Schornsteinfeger" ein schwarzes und ist auch sonst dunkler, der „Müller" endlich, ist stark weißlich behaart. Solche Maikäferraritäten sind bei den Buben sehr begehrt, und nach eingehender Begutachtung werden Liebhaberpreise dafür „gezahlt".

Der Einbildungskraft der Kinder ist es gleich, ob der „Müller", der weißbehaarte, frisch der Erde entschlüpfte Käfer durch sein tobsüchtiges, tollpatschiges Maienleben seinen Pelz abscheuert und zum „Schornsteinfeger" wird, oder ob der rothalsige „König" gar einer anderen Blatthornkäferart angehört, die dem eigentlichen Maikäfer sehr ähnlich sieht.

Tiere sind kein Spielzeug, und Tierquälerei bleibt auch dann verwerflich, wenn sie unbewußt geschieht oder wenn wir es mit Schädlingen zu tun haben. Darum sollte man das Kinderspiel mit Maikäfern ernstlich verbieten; aber der von uns überwachte Umgang mit dem volkstümlichen Käfer, bei dem einer oder auch mehrere in einem Glas einige Tage zur Beobachtung gehalten werden, ist Kindern wohl zu gestatten. Denn der Maikäfer hat seine Geheimnisse, die selbst dem Naturforscher Kopfzerbrechen machen, und wenn man Kindern hiervon erzählt und sie daraufhin den Käfer betrachten läßt, werden Quälereien vermieden, viel eher jedenfalls, als ein unverstandenes Verbot es vermag.

Maikäfer sind „Bombenkerle"! Wie oft haben wir als Kinder einen der stämmigen braunen Burschen in die geschlossene Hand genommen und gestaunt, daß er durch seine kraftstrotzenden Beine und den drängenden Wölberücken es fertigbrachte, sich bald herauszuzwängen. Ein Naturforscher hat durch Versuche festgestellt, daß der Maikäfer in der Lage ist, das 18fache seines Eigengewichtes hochzudrücken und zu heben. Immerhin eine gewaltige Leistung; wollten wir es ihm gleich tun, müßten wir eine Last von wenigstens 25 Zentnern in die Höhe heben. Wie gern würden wir Menschen das Gesetz dieser Kraft in unserem Motorenbau anwenden, wenn nur das Geheimnis der Wirkungsweise des lebendigen Muskelmotors des Maikäfers bekannt wäre. Auf der anderen Seite eröffnet sich von hier aus das Verständnis dafür, wie es dem ausgeschlüpften Käfer in der Erde möglich ist, die meterstarke, oft äußerst zähe Erdschicht zu durchdringen, die ihn von seinem Maien- und Hochzeitsleben trennt.

Er braucht hierzu schon Kraft und kraftspendende Vorräte. Darum ist auch seine kleinfingerlange und bleistiftstarke Larve, der Engerling — ebenso wie auch der Käfer — so ein großer Nimmersatt und Schädling. Der Engerling ist ein Feinschmecker, der auf seine Art die kräftigste Wurzelkost zu finden weiß. Kein Wunder, daß der Engerling dann so fett wird, daß sich alles Getier, Wildschwein, Dachs, Krähe, Elster, Maulwurf, Spitzmaus und viele andere die Pfoten danach lecken, und auch der aus dem Engerling entstandene Maikäfer noch einen reichlichen Vorrat von dem „Fett" mitbekommt. Wenn man die Käfer trocken destilliert, wird das Fett verflüchtigt und kann, nachdem es aufgefangen ist, sogar als Brennöl verwendet werden, wie das häufig im Mittelalter zu Hungerszeiten geschah. Alte Schriften berichten, daß auch Aerzte früherer Jahrhunderte Genesenden fette Maikäfersuppe verordneten. Ob sie unseren verwöhnten Gaumen heute allerdings noch schmecken würde, ist ernstlich zu bezweifeln.

Viele Insekten sind unermüdliche Musiker. Bei Grillen, Heimchen und Heuschrecken dienen die erzeugten Töne der Anlockung und Zusammenfassung der Geschlechter. Höchst eigenartig aber ist, daß die im finsteren Erdboden hausende Maikäferlarve Töne erzeugt.



Warum sie das tut, ist uns bis heute ein Buch mit sieben Siegeln und zeigt wieder einmal, daß die Natur uns Menschen auf unser ewiges Gefrage nur ungern antwortet. Ob es Warnungstöne an einen benachbarten Nahrungswettbewerber sein sollen, dem unterirdischen Musiker ja nicht ins Gehege zu kommen — da Engerlinge, wenn sie im dunklen Erdreich zusammentreffen, sich anfallen — — ? — wir wissen es nicht. Auch die Maikäfermusik, der gemütliche Brummton des fliegenden Käfers in der abendlichen Frühlingssymphonie, ist noch nicht aufgeklärt. Zwar verfügt der Maikäfer nur über diese eine Brummstimme, führt sie jedoch an Maiabenden mit Meisterschaft durch und ist beim Flug derart in sein Geschäft vertieft, daß er nicht selten Spaziergängern ins Gesicht fliegt.

Ueberhaupt das „Fliegen" des Maikäfers — es wird uns heute besonders interessieren, denn der Maikäfer hat längst und mühelos das Problem des Windmühlenflugzeuges, mit zwei Luftschrauben, sogar ohne Steuerflächen gelöst, das dem Menschen noch so viel Kopfzerbrechen verursacht.

Unsere Kinder haben ein großes Vergnügen daran, dem plumpen Käfer zuzusehen, wie er am Finger hochkrabbelt, sich zum Abflug richtet und „zählt".

Unterdessen pumpt der Maikäfer kleine Luftbehälter, deren er etwa 500 in seinem Körper besitzt, und die in immer feineren Verästelungen in seinem Inneren verlaufen, voll Luft. Erst mit luftgefülltem Körper ist der Käfer zum Fluge befähigt. Zeitlupenaufnahmen ließen erkennen, daß die braunen Deckflügel, die beim Fliegen durch eine feinsinnige Sperrvorrichtung schräg nach vorn und aufwärts gestreckt festgehalten werden, am Fluge nicht beteiligt sind. Die einzigen Propeller des schwerfälligen Maikäferflugzeuges sind lediglich die zusammenfaltbaren, durchsichtigen, häutigen Flügel, die mit rotbraunen Längsadern durchzogen sind.

Man traut dem klobigen Burschen kaum zu, daß er mit diesen Flugflügeln in der Sekunde 220 mal schlägt und dadurch selbst mit einer Fluggeschwindigkeit bis zu drei Sekundenmetern die Luft durchbraust. Diese Leistung bedeutet, 100 mal die eigene Körperlänge in der Sekunde zurückzulegen und ist wirklich beachtlich. Und da an dem harten Hornleib keinerlei brauchbare Steuerflächen vorhanden sind, benutzt er seine drehbaren Hautflügel noch als ganz raffinierte Steuereinrichtung.

Beim Fluge spreizt der Maikäfer seine fächerförmigen Fühler, die beim Männchen aus sieben großen Blättern bestehen, während das Weibchen nur sechs bedeutend kleinere Fühlerblätter besitzt. Sinnesknoten an jedem einzelnen Fühlerblatt ersetzen Nase und Ohr, die ja bekanntlich allen Insekten fehlen.

Ein Blick durch das Mikroskop in das Maikäferauge läßt eine große Anzahl kleiner Einzelaugen erkennen, die auf der Netzhaut aus vielen Einzelbildchen ein den ganzen Horizont umfassendes Mosaikbild entwerfen. So kommt es, daß der Käfer ohne sich bewegen zu müssen, nach allen Seiten hin sehen kann.

Vier Jahre braucht der Engerling bis zum fertigen Maikäfer. Hieraus erklären sich auch die Maikäferjahre.



Das ist der schädliche Vielfraß Engerling

Hat es nämlich in einem Jahre aus irgendwelchen Gründen sehr viele Maikäfer gegeben, so ist vier Jahre später — solange dauert ja die Entwicklung — wieder eine große Käferzahl zu erwarten. In solchen Jahren ist der Erdboden oft siebartig durchlöchert von all den braunen Käferrittern, die ihm entstiegen.

Das einzige wirksame Mittel gegen diese Schädlinge ist in solchen Jahren das Sammeln der Käfer und Töten in kochendem Wasser. Im letzten Maikäferjahr wurden in einem Gau durch amtliche Stellen mit Hilfe von Schulen und Arbeitsdienst über 30 000 Zentner Maikäfer gesammelt, das sind 1500 Millionen Maikäfer, denn ein Maikäfer wiegt selten mehr als ein Gramm und auf ein Kilo kommen über 1000 Stück. In Flugjahren, die allerdings für das Reichsgebiet nicht einheitlich in einzelnen Gegenden nach Jahren verschieden aufzutreten pflegen, verarbeitet man ungeheure Mengen Maikäfer zu Futtermitteln oder verwendet sie als ausgezeichneten Dünger. Aber der Nutzen, der hierdurch entsteht, kann bei Beurteilung des Käfers gar nicht in die Waagschale fallen. Ein Engerling verzehrt nach wissenschaftlicher Berechnung ein Kilogramm Pflanzenstoffe, um sich zu einem Käfer zu entwickeln. Nehmen wir nun einmal die Anzahl der in einem deutschen Gau gesammelten 30 000 Zentner Maikäfer an, das sind etwa 1500 Millionen Käfer, die als Engerlinge demnach 1500 Millionen Kilogramm oder 1 500 000 Tonnen Pflanzenstoffe gefressen haben! Welch eine Zahl! Und bedenkt man weiter, daß der Maikäfer bekanntlich nicht von der schönen Mailuft lebt, sondern unseren herrlichen Wäldern den Garaus machen kann, dann vervollständigt sich langsam das Bild dieses Schädlings. Aber nicht nur die als Maikäfer ausgeschlüpften Puppen allein müssen wir als Schädlinge in Rechnung stellen; wir dürfen nicht vergessen, daß immer nur ein Bruchteil der Engerlinge sich verpuppen, daß der größere Teil schon in den „Engerling-Jahren" vom Maulwurf, von der Spitzmaus, vom Dachs und all den vielen Tieren, denen er ein Leckerbissen bedeutet, vernichtet werden. Wäre das nicht der Fall, dann würde eine Katastrophe nicht ausbleiben, denn ein Maikäferweibchen legt jedes Jahr etwa 30 Eier!

Es ist darum Pflicht eines jeden von uns, angefangen vom Kleingärtner bis zum Großbauern, dem an sich so beliebten Maikäfer den schärfsten Kampf anzusagen, da er der Ernährungswirtschaft in jedem Jahre einen furchtbaren Schaden zufügt.



Jungmädel bei der Schularbeit: von links nach rechts: Mädchen aus Lettland, Argentinien, Ostafrika und Frankreich



Die Ausbildung der Mädel ist eine seh[...]itige, [...] des [...]lts

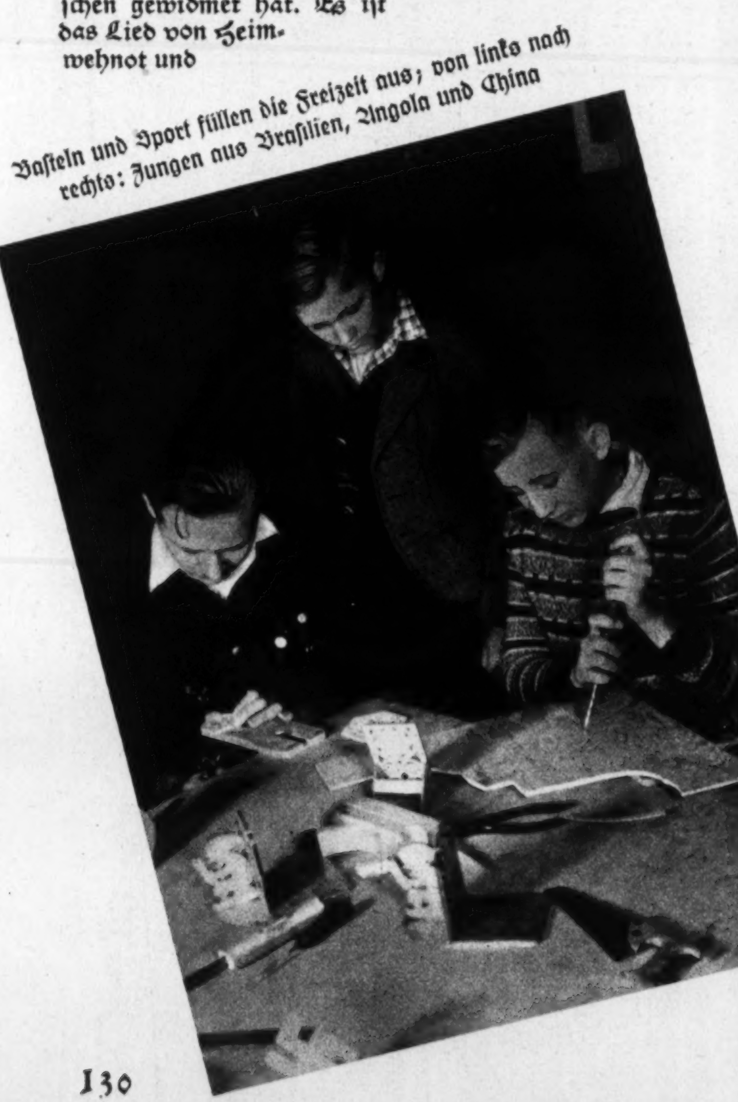
Treue [...]

„Und macht ihr den Mund uns're Kinder stumm / es geht ein Raunen im Lande um / ein Beten, das tief aus der Seele spricht / denn die deutsche Seele bezwingt ihr nicht / die Treue ist unser Heiligtum." So singt Maria Kahle in einem ihrer Lieder, das sie den Auslandsdeutschen gewidmet hat. Es ist das Lied von Heimwehnot und Knechtschaftsleid, ein Lied, dessen Wunsch- und Sehnsuchtsinhalt in diesen Wochen und Monaten herrliche Erfüllung wurde. „Ostseewind, Sudetenwind, Karpathenwind" hatten seit tausend Jahren von „Ostlands deutscher Herrlichkeit" gesungen, „Burg und Rathaus am Baltenmeer, am Weichselstrom" von deutschem Geist gezeugt — nun sind die Berge und Ströme, die Burgen und Rathäuser, die Dome und Glocken wieder in die großdeutsche Heimat zurückgekehrt, und mit ihnen die deutschen Menschen, die inmitten einer fremden Welt, oft frivoler Willkür ausgesetzt, ihr Deutschtum bewahrten.

Nicht alle konnten sie bislang heimkehren und nicht alle werden heimkehren können in das Reich, das die Heimat ihrer Väter war und das sie trotz räumlicher Trennung immer ihr Vaterland nennen werden. Auch in Zukunft wird es Deutsche jenseits der Reichsgrenzen geben, Auslandsdeutsche, wie wir sie bewundernd und sie sich mit Stolz nennen.

Auslandsdeutsche. Spüren wir etwas von dem Schicksal,

das i[...] der [...] Kam[...] und [...] legen[...] dort [...] Sitte[...] auch [...] und [...] wir [...] Nein[...] Auge[...] und [...] Händ[...] Erst [...] stützu[...] Orga[...] gelen[...]



Basteln und Sport füllen die Freizeit aus; von links nach rechts: Jungen aus Brasilien, Angola und China

Aufnahmen: Archi[...] SV (Dr[...]

Pflichtjahrmädel im Krankendienst; von links nach rechts: Mädchen aus Brasilien und Südwestafrika

na[...]





…eitige, sie erfolgt auf allen Gebieten
…lts



Bastelstunde auslandsdeutscher Jungen; von links nach rechts: Jungen aus Angola, Italien und Brasilien

… Treue

das in diesem Wort einbeschlossen ist? Wissen wir innerhalb der gesicherten Grenzen des Vaterlandes etwas von dem Kampf, dem täglichen und stündlichen Ringen jener Männer und Frauen, die hinausgingen in die Welt, um Zeugnis abzulegen für Deutschland und deutsches Wesen? Sie kämpfen dort um uns Selbstverständliches, um Sprache, Brauch und Sitte, um Väterglaube und artgemäßes Recht und fast immer auch um erträgliche Daseinsbedingungen, ums tägliche Brot und die Sicherheit ihres Lebens und ihres Gutes. Wußten wir das immer, und haben wir es ihnen immer gedankt? Nein! Erst der nationalsozialistische Staat hat uns die Augen geöffnet für den Kampf, den sie um ihr Deutschtum und für Deutschland kämpfen, und hat unsere Herzen und Hände bereit gemacht, ihnen in diesem Kampfe beizustehen. Erst unsere Zeit hat durch bewußte und zielgerichtete Unterstützung der sich ihrer und ihrer Betreuung widmenden Organisationen unsere Blicke über die Grenzen in die Ferne gelenkt, und mit geradezu oft kindlichem Staunen haben wir wahrgenommen, daß auch dort Deutsche wohnen. Daß zu allen Zeiten Deutsche die Heimat verlassen haben — oft sogar verlassen mußten — das haben wir gewußt. Aber man hat uns früher einmal erzählt, daß sie in der Ferne nichts Eiligeres zu tun gehabt hätten, als sich den Sitten der neuen Heimat anzugleichen, als ihre Sprache und Gewohn-

…rchi… SV (Dr. Weskamp)

Beschäftigung der Kleinsten im Kindergarten: von links nach rechts: Mädchen aus Ostafrika, Brasilien und Rumänien



Dieser auslandsdeutsche Junge lernt das Tischler-Handwerk bei einem Meister in Rheinsberg, bei dem er auch wohnt



heiten aufzugeben und im fremden Volk spurlos aufzugehen. Es mag sein, daß dies hier und da der Fall war. Aber es waren Einzelfälle. Denn sonst gäbe es keine Siebenbürger Sachsen, keine Karpathendeutschen, keine deutschen Siedlungen in Südamerika, in Afrika und in allen Teilen der Welt. Und sonst gäbe es nicht das stolze Bekenntnis dieser Männer und Frauen: „Die Welt ist unsere Heimat — Deutschland aber ist unser Vaterland."

Das ist nicht ein Wort, geboren aus irgendwelcher deutschen „Gefühlsseligkeit", sondern ein Bekenntnis, das mit dem eigenen Blut unterschrieben wurde. Und tausend und abertausend haben bis an das letzte bittere Ende zu diesem Bekenntnis gestanden.

Wir wissen heute, daß diese Deutschen nicht belanglose „Volkssplitter" sind; es sind deutsche Sendboten in fremder Welt, bestimmt und dazu willens, dieser die Besonderheiten deutschen Wesens vorzuleben und Achtung vor diesem Wesen und deutscher Arbeit abzuzwingen. Wo sie sich nur irgendwie stark genug dazu fühlten, haben sie unter Opfern und Entbehrungen, für die uns im Reiche einfach Vergleichsmöglichkeiten fehlen, deutsche Schulen und Kirchen geschaffen, haben sie andere Kultureinrichtungen, Volksbüchereien, Musikvereine, Theater usw. auf die Beine gestellt und mit einem Leben erfüllt, an dem sich das Vaterland vielfach ein Beispiel nehmen könnte. Darüber hinaus war es fast eine Sitte geworden, daß, wer es nur irgend vermochte, seine Söhne und Töchter für eine Zeit in das Vaterland schickte, damit sie hier für die Zeit ihres Daseins im Deutschtum gefestigt wurden und, mit dem nötigen geistigen und kulturellen Rüstzeug versehen, für das Deutschtum in ihrer Wahlheimat wirken konnten.

Nicht allen deutschen Familien war dies früher möglich; nur wirtschaftlich besser gestellte waren dazu imstande. Und nun erleben wir auch hier wieder die „neue Zeit" und den „neuen Geist": In Zukunft braucht kein auslandsdeutscher Junge, braucht kein auslandsdeutsches Mädel mehr auf diese kraftspendende Berührung mit dem Vaterland, auf seine Schulen, Bildungs- und Erziehungsmöglichkeiten zu verzichten. Eine erste „Reichsjugendheimstätte für Auslandsdeutsche" in Hohenelse-Schlaborn, dicht bei dem landschaftlich so schön gelegenen Rheinsberg, der historischen „Stadt des jungen Fritz", wurde von der NSV. gegründet, und in ihr werden deutsche Jungen und Mädchen aus dem Ausland betreut, vom Kleinkind bis zur fertigen Berufsausbildung. Ein Kleinkinderheim, ein Heim für schulpflichtige Jungen und Mädel, sowie ein Lager für männliche und weibliche Jugendliche und Lehrlinge nehmen all die Kinder auf, die ihnen von den Auslandsorganisationen der NSDAP. zugewiesen werden. Maßgeblich für die Zuweisung sind in erster Linie soziale Not und nationale Gefährdung,

Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

12. Fortsetzung.

Frau Rohde arbeitete in der Roza, bis um die Mittagszeit die Hitze sich zu einer wahren Höllenglut steigerte. Dann ging sie ins Haus, gab dem Kleinen zu trinken und kochte das Essen; warf sich dann vollkommen erschöpft aufs Lager und schlief eine gute Stunde traumlos und fest. Nun ging die Arbeit von neuem los, wenn nicht einige Regentage eine Pause gestatteten.

Unsägliche Mühen und Beschwerden brachte auch die Bienenzucht mit sich. Allerlei Gefahren drohten dem Schwarm, Wanderameisen und die Erzfeinde der Bienen, die Wachsmotten, die sich durch jede Oeffnung drängen und ihre vernichtende Brut in die Waben legen konnten. Dann wieder saß eines Tages eine Kröte auf dem Anlaufsteg und fing eine Biene nach der andern weg. Es mußte immer aufgepaßt werden.

Rohde hatte einen Schwarm italienischer Rassebienen gekauft, die fleißige Honigträger, aber auch sehr wild und angriffslustig waren. Frau Rohde konnte nur mit dicken Kleidern und langen Hosen an sie herangehen. Einmal wurde sie dabei vor Hitze ohnmächtig. Es war ein gutes Honigjahr. Schon hatten die Bienen ihr Haus vollgetragen. Um ihnen neue Arbeit zu geben, mußte man aufstocken. Von dem Bienenkasten wurde der Deckel abgehoben und zwei flachere, bodenlose Kästen mit Rähmchen für die neuen Waben aufgesetzt. Dann kam der Deckel wieder oben drauf, und darüber noch ein aus zwei Brettern zusammengestelltes Dach zum Schutze gegen Sonne und Regen.

In der Nähe des Bienenstandes befand sich ein etwa 20 Meter hoher, häßlicher Baumstumpf, der Frau Rohde schon lange ein Aergernis war. Um sich die Arbeit des Fällens und Wegbringens zu ersparen, steckten sie ihn an, damit er langsam abbrennen sollte. Aber eines Nachts erhob sich ein Sturm und die Windrichtung war so, daß der brennende Baum umzustürzen und auf die Bienen zu fallen drohte. Was tun? Es wurde beschlossen, den Baum umzusägen. Die Mutter und Helmut gingen mit der Säge hinaus. Der siebenjährige Ekkehart war von der Unruhe im Hause wach geworden und beobachtete den Vorgang draußen, der von dem offenen Fensterquadrat gleichsam eingerahmt war. Ab und zu schoß eine meterhohe Stichflamme aus dem Baumstumpf empor, dazu hörte man durch den Sturm den gleichmäßigen, summenden Ton der Säge, bald in nächster Nähe, dann wieder wie in weiter Ferne. Zugleich war ein starkes Gewitter im Anzug, und wenn es so blitzte, daß alles tageshell war, konnte der kleine Junge Mutter und Bruder deutlich erkennen. Mutters Haare flatterten im Winde, manchmal richtete sie sich auf und schüttelte sie aus dem braunen Gesicht. Dann war es wieder dunkel, man hörte nur das Sägen und das Knistern des Feuers, dann sprühten plötzlich die Funken weit umher, und die ganze Umgebung mit den Bäumen, den schlafenden Tieren, war bis in die Maisfelder von dem Feuerschein gespenstisch erhellt. Das alles gefiel dem kleinen Ekkehart über die Maßen; er beneidete den großen Bruder, er hätte gleich an seiner Stelle mit der Mutter sägen mögen. Berstend und krachend schlug jetzt der Baum zu Boden, einen Funkenstrom gleich einem zur Erde gehenden Kometen hinter sich herziehend. Der kleine Junge sprang auf und rannte hinaus, um sich den gefällten Baum anzusehen und mit hellem Vergnügen in dem verkohlenden Feuer herumzustochern. Er erlebte alles hier intensiv, stark und lustig. Längst konnte er reiten und wünschte sich ungestüm ein eigenes Pferd.

. . . Es war ein so gutes Honigjahr, daß beinahe jede Woche geschleudert werden mußte. Die erste Schleuder war sehr primitiv. Sie bestand aus einem Blechkanister mit einer Drehvorrichtung im Hohlraum und einer Kurbel. Am frühen Morgen wurden die Aufsätze abgehoben und in die Nähe des Hauses gebracht, damit sich die vielen Bienen, die noch dran saßen, nach und nach in den Stock zurückfinden sollten; sie waren aber nie ganz wegzukriegen. Gegen Mittag begann dann Frau Rohde mit Helmuts Hilfe zu schleudern. Eine Menge Bienenstiche mußten sie dabei mit in Kauf nehmen. Helmut zählte einmal an einem Schleudertag fünfzig Stiche an sich, und seiner Mutter ging es ebenso. Aber allmählich wurden sie immun dagegen. Am Schleudertag war es um das Haus

und bei der Zuweisung wird auf Charakterhaltung und Erbgesundheit selbstverständlich entscheidendes Gewicht gelegt. Nach nationalsozialistischen Grundsätzen erziehen Volkspfleger, Kindergärtnerinnen, NSV.-Schwestern, Unterrichts-, Sport- und Musikleiter, hauswirtschaftliche, technische und landwirtschaftliche Ausbildungskräfte in enger Zusammenarbeit mit der Schule, der Hitler-Jugend und der Deutschen Arbeitsfront die ihnen anvertrauten Jungen und Mädel, denen, wenn die Voraussetzungen gegeben sind, weitere Berufsausbildungsstellen im Reich vermittelt werden. Die Reichsjugendheimstätte bleibt ihnen während ihres gesamten Aufenthaltes innerhalb der Reichsgrenzen die Heimat.

Es steht den Jugendlichen frei, welchen Beruf sie ergreifen wollen. Sie wählen ihn zumeist im Hinblick auf die Aufgaben, die „zu Hause" ihrer warten. Schwestern, Kinderpflegerinnen und Kindergärtnerinnen wollen die Mädchen werden; die Jungen entscheiden sich zumeist für landwirtschaftliche (koloniallandwirtschaftliche), technische und handwerkliche Berufe.

Jungen und Mädel aus 40 Ländern, oft von „ganz weit" her, vom andern Ende der Welt, haben in dem Heim eine zeitweise Heimat gefunden. Daß sie später draußen ihren Mann im Sinne des Deutschtums stehen werden, ist uns gewiß. Und wir sind der NSV. dankbar, die hier ein neues Gebiet leiblicher und seelischer Betreuung deutscher Menschen in Angriff nahm. Und wir beglückwünschen die deuschen Eltern jenseits der Grenzen, denen hier eine Sorge abgenommen wurde.

Wäre es nicht angebracht, sie auch zu bewundern, ganz ehrfürchtig zu bewundern? Ob sich wohl viele reichsdeutsche Eltern finden, die ihre Kinder über Land und Meer zu „fremden Menschen", die sie nicht kennen und in ein Land, das sie selber vielleicht noch nie gesehen haben, schicken würden? Ahnen und spüren wir darum die Größe des Opfers und — des Vertrauens, vor dem wir hier stehen? Schon in frühester Jugend geben jene auslandsdeutschen Eltern, deren Familienempfinden dem der reichsdeutschen bestimmt nicht nachsteht, das vielleicht durch die insulare Lage ihres Daseins noch stärker ist als das der reichsdeutschen, ihre Kinder fort, nur um sie für den Kampf um das Deutschtum zu festigen. Was hier an persönlichem Opfern gegenüber dem fernen Vaterlande geleistet wird, steht riesengroß über all den kleinen Unannehmlichkeiten, die reichsdeutschen Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder beschieden sind. Lernen wir doch an jenen auslandsdeutschen Vätern und Müttern, wie groß Opfer sein können, die Eltern um des Kindes und seiner Zukunft und auch um des Volkes willen bringen müssen. Lernen wir von deutschen Menschen jenseits der Grenzen, wie wir innerhalb derselben dem Schicksal Trotz bieten, und wie wir es durch Opfer überwinden.

---

herum wie ausgestorben. Als erster war der Hund weg, dann die Katze, sämtliches Federvieh flüchtete vor den Bienen. Die Kinder mußte Helmut weit in die Roza bringen, dort fand sich dann auch meist das Hausgetier, Hunde, Katzen und Hühner zusammen.

Es gab so viel Honig in diesem Jahr, daß die Mutter beim Schleudern manchmal bis zu den Ellenbogen im Honig steckte, die Kinder konnten schwelgen im Honig. Jeder Schwarm gab fünfzehn Kilo. Und so ging das viele Monate. Aber nun mußte sie die bittere Erfahrung machen, daß Paraguay kein Absatzgebiet für Honig war. Sie bekam für dreißig Kilo nicht mehr als sechs Peso, was ungefähr sechs deutschen Reichsmark entsprach. Dazu mußte der Honig zum Abnehmer hingebracht werden, wenn er überhaupt genommen wurde. „Ich hätte mehr erwartet, aber besser als nichts", sagte Frau Rohde bedrückt, als sie das karge Sümmchen verwahrte.

In dieser Zeit hatte das Schicksal aber auch etwas Gutes für die Familie Sack. Alle vierzehn Tage ritt Helmut hinunter zum Paraná, um die Post zu holen; manchmal schickte ihn die Mutter bei dieser Gelegenheit mit einem Briefe zu dem Arzt, Dr. Krüger, und ließ sich medizinische Hilfsmittel mitbringen, deren sie zur Zurückdämmung ihres Leidens bedurfte. So war der Junge eines Tages wieder losgeritten und kam pünktlich wie immer zurück. Er brachte ein Schreiben vom Vater. Mit Unruhe und Spannung in den Zügen öffnete es die Frau. Aber während sie las, erhellten sich ihre Züge, etwas wie eine stille Verklärung breitete sich über ihr Gesicht, und sie sagte einigemal vor sich hin: „Gott sei Dank. Gott sei Dank." Sie legte den Arm um Sabinchen, die neben ihr stand und drückte sie an sich. „Kinder, unser Vater hat eine Stellung." Sie las ihnen den Brief vor: „... Wie ich Dir das letztemal schrieb, war ich hier in Bonpland, Misiones, gelandet und hatte als Tabakpresser Arbeit bei der großen englisch-amerikanischen Tabak-Companie gefunden. Du weißt, daß ich gute Sprachkenntnisse besitze. Nun hatte ich Gelegenheit, manchmal an einem Tage Russisch, Französisch, Englisch, Spanisch und Deutsch zu sprechen. Da holte mich eines Tages der Chef vom Tabakshaufen runter und nahm mich in sein Kontor. Hier sitze ich nun mit dem eisernen Entschluß, vorwärtszukommen. Nächste Woche ist die erste Gehaltszahlung, dann schicke ich gleich Geld. Nun wird auch die Zeit nicht mehr fern sein, daß Du mit den Kindern zu mir kommen kannst. Wir wollen dann hier in Bonpland ein neues Leben anfangen..."

Lange saß die Mutter ganz still und glücklich mit dem Briefe in der herabhängenden Hand. Sie sagte: „Ich habe es ja immer gesagt, der liebe Gott verläßt einen nicht, wenn man redlich das Seine tut. Kinder, heute Nacht wollen wir aber gut und ruhig schlafen, ich bin sehr müde."

... Seit Helmut diesen Brief ins Haus gebracht hatte, war Hanna Rohde wie ausgetauscht. Eine feste, zusammengeraffte Frau, die sich nicht werfen läßt, war sie immer gewesen, aber jetzt lachte und scherzte sie auch manchmal mit den Kindern und erzählte ihnen Märchen an Regentagen. Dabei war sie von einem Arbeitseifer besessen, der ihr über alle körperlichen Schwäche- und Ermüdungszustände weghalf. Die Arbeit ist ja nicht halb so schwer, wenn man nicht das Herz wie einen Steinklumpen mit sich herumschleppen muß. Zum erstenmal hatte sie wieder das Gefühl, auf festem Boden zu stehen. Sie sah der Wiedervereinigung mit ihrem Mann entgegen. Aber nun war es auch ihr Ehrgeiz, nicht mit leeren Händen zu ihm zu kommen, sondern ihm ein Stück Geld mitzubringen. Wenn er inzwischen auch vorangekommen war, so konnten sie ihr Erspartes zusammenlegen und sich drüben in Misiones ein neues Stück Land kaufen und in größerem Maßstabe, auch mit gelegentlichen Hilfskräften, Pflanzungen anlegen. Denn eine Pflanzerfrau wollte sie nun bleiben.

Mit frischem Lebensmut ging's an die tägliche Arbeit. Zunächst kam die Tabakernte; die untersten Blätter waren schon welk und gelb. Im Morgengrauen gingen Mutter und Sohn in die Pflanzung und begannen mit dem Brechen der Tabakblätter, die kamen dann in den Schuppen auf ein luftiges Holzgestell, und wenn der Tabak trocken war, wurde er gebündelt und lag nun zur Gärung in großen, festgepackten Haufen im Hause aufgestapelt. Inzwischen war der Mais reif geworden und mußte geknickt werden, damit die Papageien, die oft in Schwärmen bis zu hundert Vögeln in die Pflanzungen kamen, die Maisfrucht nicht anfressen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Erster Schulgang

Solch Tag, wie dieser, kehret nimmer
in deinem Leben wieder, Kind!
Es kommen Wege, die viel schlimmer
als dieser erste Schulgang sind.

Du weißt in deinem Einfaltssinne
noch nichts vom Alltag dieser Welt.
Heut' fordert sie dich auf: Beginne!
Pack's Leben an, wo es sich stellt!

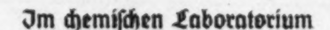
Von Dingen, die dir Wissen bringen,
ist noch dein Ranzen unbeschwert.
Müh' dich beizeiten, durchzuringen!
Es unterliegt, wer sich nicht wehrt!

Werner Heller

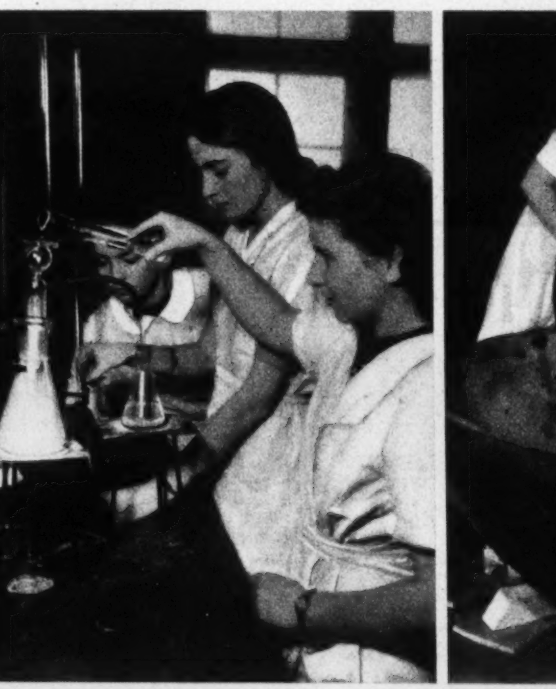
Die Metallographin

Wir leben im Zeitalter des Motors: Motoren lassen die Flugzeuge unserer Luftwaffe und die des friedlichen Reiseverkehrs hoch über uns dahinrasen, Motoren treiben unsere Last- und Personenwagen, die starken und die schwachen Motorräder über die Landstraßen und durch die Städte, Motoren arbeiten in vielen unserer Schiffe, auf hoher See und im Netz der Flüsse, Kanäle und Seen; Motoren treiben unter und über der Erde, im Großwerk wie in der bescheidenen Werkstatt zahllose Maschinen. Was das Metall der besonders beanspruchten Motorbestandteile: Wellen, Kolben, Getriebe bei Umdrehungszahlen von Hunderten und Tausenden in der Minute auszuhalten hat, das weiß heutzutage jeder Kraftfahrer. Und schlechthin jeder von uns kann sich vorstellen, was die Güte des verwendeten Materials für die Leistung und Zuverlässigkeit jedes Motors, jeder Maschine überhaupt bedeutet. Aber wir leben ja auch im Zeitalter des Eisen-Beton- und des Stahlbaus: was ein Brückenträger, was das im Beton eines Hochhauses verborgene Eisengerippe Tag für Tag an Spannungen, Erschütterungen, an Druck und Zug der lastenden wie der anhängenden Massen überwinden muß, das bleibt dem Nichtfachmann freilich verborgen. Mit einem Satz: das Eisen, der Stahl, das Kupfer, das Aluminium, die vielfältigen Metall-Legierungen, sie alle haben heute, im Zeitalter der entwickelten (um nicht zu sagen: der entfesselten) Technik eine Bedeutung gewonnen, die sie nie zuvor gehabt haben. Die Leistungsaufgaben für die Metalle werden immer verschiedenartiger, die Ansprüche an Festigkeit, Beständigkeit gegen Feuchtigkeit, Hitze, Dämpfe und metallangreifende Flüssigkeiten werden immer höher. Also mußte, neben der metallverarbeitenden Technik und in engster Fühlung mit ihr, eine wissenschaftlich-technische Metallkunde entstehen, die jedes Metall „in allen Lebenslagen", jede Legierung in allen ihren Verwertungsmöglichkeiten studiert, die im Fabrikationsprozeß der Hüttenwerke jedes Erzeugnis und Zwischenerzeugnis mit Sachverstand und Strenge auf seine Eigenschaften und auf seine etwa auftretenden Fehler prüft. Diese in die letzten Feinheiten des Gefüges eindringende, jedes Nutzmittel „auf Herz und Nieren" prüfende Wissenschaft ist die Metallographie.

Ein Materialfehler! Jeder Maschinenbauer, jeder Mechanikerlehrling schon kennt dieses unliebsame Wort. Da bricht ohne erkenntliche Ursache eine Welle, da knickt ein Träger ein ohne übermäßige Belastung, da platzt ein Kessel oder ein Rohr, da versagt da oder dort ein Bestandteil, ohne daß der Lenker des Fahrzeugs, der bauende Ingenieur, der Maschinenmeister dafür verantwortlich zu machen wäre. Der Verlust von wertvollster Zeit, von hohen Reparaturkosten, ja der Verlust von Leben und Gesundheit vieler Menschen kann die Folge eines solchen Materialfehlers sein. Die metallographische Materialprüfung und ihre dauernde Materialkontrolle müssen also mit höchster Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit geübt werden; jetzt im Kriege mit seiner ungeheuerlichen Ueberbeanspruchung jedes Materials mit noch viel größerer Sorgfalt. Hier ist das Arbeitsgebiet der Metallographin als technische Assistentin in den großen Hüttenbetrieben in der Metallindustrie, bei der Reichsbahn usw. Um das innere Gefüge eines Metalls zu erkennen, wird eine Probe davon geschliffen, auf Hochglanz poliert und dann, nach Einwirkung hoher Temperaturen oder nach Behandlung mit chemischen Mitteln, unter einem besonders konstruierten Mikroskop beobachtet. Die Prüfung durch Röntgenstrahlen und durch Spektroskopie, durch die elektrische Leitfähigkeit und andere Methoden ergeben außerordentlich genaue Resultate, bis $^{1}/_{1000}$ Prozent eines Zusatzes sind so noch nachzuweisen! Daneben muß die Metallographin aber auch die Methoden der chemischen Untersuchung beherrschen. Und da die Beobachtungen jedes einzelnen Versuchs festgehalten werden müssen, um Vergleiche anstellen zu können, ist auch die exakte Herstellung von Photographien, von Mikrophotographien (durchs Mikroskop) und von Röntgenaufnahmen eine täglich wiederkehrende Arbeit der im metallographischen Laboratorium arbeitenden technischen Assistentin. Was ihrer Tätigkeit aber die besondere Note gibt, das ist die Serienmäßigkeit: Hunderte und Tausende von Proben sind zu machen und in Reihen zusammenzustellen: Proben des gleichen Materials unter immer neuen, planmäßig ver-



Am Schalttisch des Röntgengerätes



Im chemischen Laboratorium



Bei der magnet-elektrischen Prüfung



...uchsbedingungen, Reihen ...denen metallischen Werk... B. Legierungen), die immer dieselben Proben zu erleiden ...n. Solche Reihenuntersuchungen ...ordern eine große Genauigkeit, Pünktlichkeit und Ordnungsliebe, eine äußerste Gewissenhaftigkeit und charakterliche Verläßlichkeit, eine unerschöpfliche Geduld und Pflichttreue. Gerade hier liegt aber eine besondere Eignung der Frau für diese mühsame und wichtige Arbeit. — Eins, was der Außenstehende vielleicht vermuten könnte, ist diese Arbeit freilich nicht: nämlich langweilig. Es ist keineswegs „immer dasselbe". Diese Reihenuntersuchungen können sogar spannend, ja geradezu aufregend sein, allerdings nur für jemand, der ihren tieferen Sinn erfaßt und ihr Ziel verständnisvoll mit im Auge hat. Ohne solch tieferes Verständnis kann die Arbeit der Metallographin überhaupt nicht gut gemacht werden.

Die Ausbildung der Metallographin geschieht für Frauen ausschließlich durch die Photographische Lehranstalt des Berliner Lette-Vereins und dauert fünf Halbjahre. Da eine entsprechende Grundlage von physikalischen, chemischen und mathematischen Kenntnissen unerläßliche Voraussetzung für die Ausbildung ist, muß ein Versetzungszeugnis nach Obersekunda oder eine gleichwertige Vorbildung bei der Aufnahme nachgewiesen werden. Die Ausbildung kann deshalb nicht vor Vollendung von 16½ Lebensjahren begonnen werden. Notwendig ist ferner ein amtsärztliches Zeugnis, das ausdrücklich bestätigt, daß die Bewerberin für die Ausbildung und den Beruf einer Technischen Assistentin für Metallographie und Werkstoffprüfung gesundheitlich geeignet ist. Wer an Krankheitsneigung der Atmungsorgane (Lunge, Luftröhre) leidet, wessen Augen am Mikroskop und an den anderen feinen Meß-Instrumenten versagen müßten, der ist natürlich in diesem Beruf nicht brauchbar. Dazu kommt, was der Arzt freilich nicht feststellen kann: eine gute Handgeschicklichkeit und ein starkes Interesse für chemische und physikalische Vorgänge. Von den charakterlichen Voraussetzungen ist schon gesprochen worden.

Entsprechend der späteren Berufsarbeit ist der Unterrichtsstoff der Ausbildungszeit sehr vielseitig: anorganische Chemie, qualitative und quantitative Analyse, Physik, Metallographie, Photographie, Mikrophotographie, Röntgenographie, Spektroskopie, Technisches Zeichnen, Schriftzeichnen, Technisches Rechnen und Mathematik, Buchführung und selbstverständlich Staatsbürgerkunde sind die einzelnen Fächer. Die meisten davon werden nicht nur theoretisch, sondern vor allem auch praktisch, im Laboratorium, betrieben. Stenographie und Schreibmaschine soll die Bewerberin am besten schon vor ihrer Fachausbildung lernen. Brauchen wird sie beides auf alle Fälle.

Daß die Aussichten für die Metallographin nicht allein jetzt im Kriege, sondern ganz gewiß auch danach gut sind, kann sich jeder selbst ausdenken, der von der gegenwärtigen und künftigen Bedeutung der Materialprüfung in der metallerzeugenden und metallverarbeitenden Industrie auch nur die geringste Ahnung hat.

Hans Hajek

Kinder fragen vom Universum

Ist der Mars bewohnbar?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns zuerst einmal mit den Witterungsverhältnissen auf diesem interessanten Stern befassen. Nach wissenschaftlichen Messungen betragen die Temperaturen am Marsäquator morgens — 45°, mittags + 18°, am Marspol morgens — 70°, mittags + 6°. Ein Mensch, der auf der Erde 100 Pfund wiegt, wiegt auf dem Mars etwa 40 Pfund. Macht er auf der Erde einen Hochsprung von 2 m, so käme er auf dem Mars bereits auf die Höhe von 5 m. Der Mars hat, wie die Erde, eine Lufthülle, die etwa 2000 km hoch ist. Ihr werdet schon von den Marskanälen gehört haben. Bis heute weiß niemand, was das nun wirklich für Gebilde sind, denn man hat sie photographisch noch nicht festhalten können. Es kann also sein, daß es sich um optische Täuschungen handelt. Man hat aber mit Sicherheit helle rötliche Flecken (Wüsten?) und dunkle grünliche Streifen (Wälder?) festgestellt. Ob der Mars eine unserer Erde ähnliche Oberschicht hat, weiß keiner, denn die Materie, woraus er besteht, ist noch unbekannt. — Demnach scheint es, daß der Mars unbewohnbar ist, zumindest für Lebewesen, die den auf unserer Erde vorkommenden ähneln.

Warum flimmern die Sterne?

Man spricht von Strahlen, die von leuchtenden Körpern ausgehen. Wir meinen, es seien Lichtbündel, die sich wie Feuerzangen ins Dunkel werfen. Das ist aber nicht wahr! Warum? Strahlen sind nämlich u n s i c h t b a r. Strahlen haben die Aufgabe, einen Körper für unser Auge sichtbar zu machen. Dann sehen wir ihn leuchten. Betrachten wir — was heute bei der Verdunkelung zeitweise nicht möglich ist — städtische Lichter von weitem, so erscheinen sie uns als Lichtbündel. Aus der Nähe betrachtet sind die Strahlen jedoch nicht da. Sie erscheinen erst, wenn man Einzelheiten mit dem Auge nicht mehr erfassen kann. So ist es auch mit den Sternen. Jeder beobachtet ihre „Strahlen" verschieden. Ja, der gleiche Beobachter sieht die Strahlen in der Regel anders, wenn er mit dem rechten, und anders, wenn er mit dem linken Auge sieht. Das kommt aber daher, weil es in Wirklichkeit diese Strahlen gar nicht gibt. Strahlen sind also ein Spuk des Auges. Versuchen wir, diesen Spuk zu erklären. Die Einrichtung des Auges mag hier einmal beschränkt werden auf Linse und Netzhaut. Beide, Linse und Netzhaut, arbeiten wie ein photographischer Apparat — mehr oder weniger unvollkommen. Vollkommen ist ja bekanntlich nichts auf dieser Welt. Ein schlechtes Fernglas z. B. kann eine Landschaft verzerren. So reicht auch die Linse unseres Auges nicht im entferntesten an Vollkommenheit. In ihrer Bauart stellt sie sich dar — sagen wir einmal: wie eine Zitronenscheibe. Die Verbindungen der einzelnen Kreisausschnitte dieser Scheibe erscheinen als Nähte. In der Regel sind es sechs. Nach ihrer Anordnung können sie verschieden sein; hin und wieder auch kaum vorhanden. Betrachtet man nun eine Lichtquelle auf dunklem Grunde — wie der Stern auf dem Nachthimmel —, so formt sich auf der Netzhaut ein punktförmiges Bild. Dies ist von soviel Sternzacken umgeben, als das betrachtende Auge Nähte in der Linse hat. Und diese Strahlenzacken sind mehr oder weniger nachdrücklich — je nach Wesenheit der Nähte. Je besser das Auge nun ist, desto geringer ist die Zahl der Strahlenbündel, die es wahrnimmt. Ein vollkommenes Auge — also eins, in dem die Nähte so gut entwickelt wären, daß sie gar keinen Einfluß auf den Gang des Lichtes gegen die Netzhaut hätten — ein so vollkommenes Auge würde die Sterne nicht gezackt sehen, sondern als das, was sie auch wirklich sind, nämlich als Scheiben, wie dies durch das astronomische Glas der Fall ist. Ebenso würde ein vollkommenes Auge jeden leuchtenden Gegenstand in seiner tatsächlichen Form erkennen, ohne eine Spur von Zacken, ohne die von uns wahrnehmbare Strahlenkrone. So müssen wir uns also damit abfinden, daß wir eine der erhabensten Naturerscheinungen — den gestirnten Himmel in seiner flimmernden Schönheit — als einen Spuk — also einer Unvollkommenheit unseres Auges — anzusehen haben.

Wie kann man die Himmelsrichtung ohne Kompaß feststellen?

Nichts einfacher als das. Bei Tage hilft man sich mit einer Taschenuhr, indem man den Stundenzeiger, also den kleinen Zeiger, auf die Sonne richtet und den Winkel zwischen Stundenzeiger und der 12 halbiert. Der so gefundene Punkt zeigt uns genau Süden. Nehmen wir einmal an, die Sonne steht am Vormittag (kleiner Zeiger) auf 8 Uhr. Schlagen wir nun zur 12 einen Halbkreis und halbieren ihn, dann schneidet diese Linie etwa die Zehn. Dort finden wir Süden. Oder die Sonne steht am Nachmittag (kleiner Zeiger) auf kurz vor 5 Uhr und wir schlagen wieder einen Halbkreis und halbieren ihn, dann schneidet diese Linie die Stundenzahlen 2 und 3, dort liegt wiederum Süden. Wissen wir erst wo Süden liegt, ist es nicht mehr schwer, die übrigen Himmelsrichtungen zu finden. Bei Nacht ist es für jeden, der ein wenig von der Sternkunde versteht, nicht schwieriger, sich zurechtzufinden. Zuerst suchen wir uns den Polarstern, damit wir aber die genaue Nordrichtung finden, suchen wir uns die beiden hinteren Sterne des Großen Bären und ziehen von diesen eine gerade Linie zum Polarstern. Es ist etwa die fünffache Verlängerung der beiden hinteren Sterne des Großen Bären bis zum Polarstern. Ziehen wir diese Linie weiter, dann haben wir die genaue Nordrichtung. Von da finden wir genau so leicht alle übrigen Himmelsrichtungen.

Die Schlußrechnung

Von Möller-Crivitz

Irgendwo — sicherlich aber wohl nicht in Deutschland — soll es einmal einen Vater gegeben haben, der seinem Sohn kurz nach der Schulentlassung eine Aufstellung überreichte, in der die Beträge genau enthalten waren, die seine Erziehung verursacht hatten. Es war also ein Mann, der über alle Ausgaben peinlichst Buch führte. Zwar standen in seinem „Hauptbuche" auch Einnahmen, aber das waren nur Beträge, für die er täglich Arbeit geleistet hatte. Da der Junge nun im Begriff stand, das Elternhaus zu verlassen, um zu einem Handwerksmeister zu ziehen, der ihn ohne Entgelt bei sich aufnehmen wollte, legte der Vater dem Jungen die sauber abgeschriebene „Bilanz" vor und gab sie ihm mit folgenden Worten: „Als korrekter Kaufmann und sorgsamer Vater übergebe ich dir hiermit eine Kostenaufstellung. Sie schließt mit einem vorläufigen Endbetrage von 10 594,40 RM ab. Diese Summe hast du mich in den vierzehn Jahren gekostet, um dich soweit heranzubilden und zu befähigen, daß du so nach und nach daran denken kannst, für deinen Lebensunterhalt selber aufzukommen. Selbstverständlich habe ich unberücksichtigt gelassen, daß ich dir während deiner Lehrzeit noch ein angemessenes Taschengeld geben werde und deine Kleidung beschaffen muß. Ich schätze darum, daß sich der Endbetrag noch um weitere 600 RM erhöhen wird. Sieh dir diese Aufstellung einmal genau an; ich habe mich stets bemüht, den geringst-möglichsten Betrag einzustellen. Für deinen Unterhalt habe ich einen monatlichen Betrag von 40 RM angenommen. Das ist ein Betrag, den ich verantworten kann. Für Kleidung und Wäsche habe ich ja genaue Belege, darum stimmt die Summe von 1568 RM auf den Pfennig. An Taschengeld und gelegentlichen Geldzuwendungen hast du insgesamt 114,40 RM bekommen, für die Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke hingegen habe ich sogar die stattliche Summe von 1040 RM aufgebracht. Darin ist auch der Betrag für dein Fahrrad enthalten. Für Schulbücher und Beiträge, die du mit in die Schule nahmst, verauslagte ich 240 RM, für die vier Ferienfahrten 168 RM. Um aber auch für jeden möglichen Krankheitsfall wohl gerüstet zu sein, habe ich insgesamt 504 RM anteilige Krankenkassenbeiträge in Rechnung stellen müssen. Diese Summe hätte nicht ausgereicht, wenn ich die Arzt- und Apothekerrechnungen hätte bezahlen müssen. Wir sind also gut dabei gefahren, daß ich die Versicherung abschloß. Und da im Leben nichts umsonst ist, so begann auch schon deine Geburt mit einer erheblichen Geldausgabe. Du liest also zu Anfang gleich den Betrag von 240 RM. Damals war ich noch nicht versichert, darum mußte ich diese Ausgabe selber bestreiten. Die Kosten für deine Schulentlassung hat ja nun dein Onkel Theobald übernommen, der ja bekanntlich dein Pate ist, darum brauchte ich dafür keinen Betrag einzusetzen. — Ich lege dir diese Rechnung nicht vor, um dich zu veranlassen, mir diese Beträge einstmals zurückzuerstatten; nein, das wäre ungerecht, denn auch ich habe für meine Erziehungs- und Ausbildungskosten nicht aufzukommen brauchen, wenngleich die auch bedeutend geringer waren. Ich lege dir diese Rechnung nur darum vor, damit du es niemals in kindlicher Liebe und Dankbarkeit deinen Eltern gegenüber vermissen läßt. Darum, wann immer du diese Aufstellung siehst, mögest du dankbar zurückblicken auf dein Elternhaus, daß nichts gescheut hat, um dir eine sorgenfreie Jugend zu geben, dem kein Opfer zu groß war, um dir Entbehrungen zu ersparen."

Nach dieser wohlgesetzten Ansprache machte der Vater eine Pause, um seinem Sohn Gelegenheit zu geben, sich mit nun ebenfalls wohlgesetzten Worten zu bedanken. Der Junge aber überflog die einzelnen Konten und meinte nach einer Weile: „Mir scheint, Vater, daß du einige Ausgaben vergessen hast. Ich möchte dich nur der Ordnung halber darauf aufmerksam machen: ich hatte doch damals das Pech, beim Fußballspiel auf dem Hof bei Kattwinkels die große Küchenfensterscheibe zu zertöppern . . ." Da lächelte der Vater sein bekanntes überlegenes Lächeln und erwiderte: „Du hast recht, aber so ist es nicht; ich habe die Ausgabe durchaus nicht vergessen, genau so wenig, wie die kleinen Unebenheiten . ., nun, du weißt ja. Ich habe sie aber — um dich nicht nachträglich noch einmal zu beschämen, unter ‚Geschenke' verbucht." Darauf schien der Junge befriedigt zu sein. Mit einem Kopfnicken nahm er das zur Kenntnis. Und während er die Aufstellung an sich nahm, sagte er leise, aber ohne jede Betonung: „Ich hoffe, Vater, daß ich schon bald in der Lage sein werde, dir wenigstens einen Teil dieser Auslagen zurückgeben zu können." Worauf der Vater sich beeilte, nochmals sehr ernst und korrekt zu erwidern, daß er das in keinem Falle erwarte, daß er nur Dankbarkeit und nichts als nur Dankbarkeit dafür empfangen möchte.

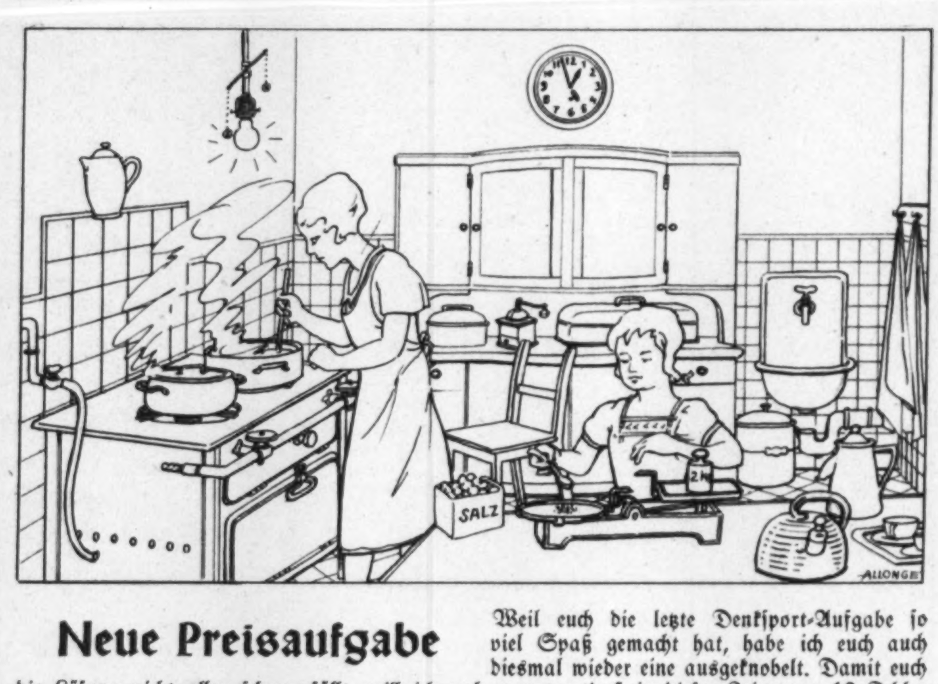
Vom Standpunkt des Rechners aus gesehen, ist gegen diese Rechnung nichts, aber auch gar nichts einzuwenden. Keiner wird die eingesetzten Beträge als zu hoch veranschlagt oder „verbucht" bezeichnen können, denn ohne Frage handelte es sich hier um einen Mann, der über ein Monatsgehalt von wenigstens 300 RM quittiert, und zweifellos hatte er nur diesen einen Jungen. Im andern Falle wäre die Berechnung wesentlich schwieriger geworden. Man bedenke nur, wie die gerechte Verteilung der Kosten hinsichtlich der nachgetragenen Anzüge, der weiteren Benutzung der Schulbücher und wer weiß noch alles, hätte vorgenommen werden sollen! So war das entschieden einfacher; er brauchte nur die Kassenzettel der Geschäfte zu verwahren, um zu jeder Zeit mit Belegen bewaffnet den Nachweis erbringen zu können.

Also stimmt diese Rechnung!

Und doch, ist uns nicht so, als stimme sie nicht? Müssen wir diesem Vater nicht eine Gegenrechnung aufmachen? Eine Aufstellung, worin wir die Summe all der Freude, des Glücks und des Kinderjubels notieren? Jenes selige Kinderlachen, das durch die kalten Räume des Elternhauses scholl, das soviel Sonne und Sonnengold in die Herzen der Eltern zauberte? Oder die Augenblicke herzverzagender Angst, da das Kind bleich und blaß und krank in den Kissen lag, wo die Mutter bang nach dem Herzen griff, das ihr bis zum Hals hinauf schlug, wo der Vater unruhvoll auf und nieder ging, bis dann — endlich — das erlösende Wort das bange Lähmen brach: genesen. Und jener Jubel unter dem Weihnachtsbaum, die großen, strahlenden Augen, die voll Glauben und Staunen am Gesicht der Eltern hingen? Oder der Stolz, der die Herzen stärkte, wenn der Junge mit einem guten Zeugnis aus der Schule kam? All diese vielen, vielen Summen, in welchem Verhältnis stehen sie denn nun zu den „Kosten der Erziehung"?

Aber dieser gewissenhafte Vater wird sie wohl nicht anerkennen können, denn für ihn sind es keine „greifbaren Werte"; vielleicht hat er sie nie kennen gelernt. Als er die „Geschenke" unter den Weihnachtsbaum legte, da hat er wohl nichts von dem Wundersamen gespürt, das die Kinderaugen so hell strahlen ließ, da überdachte er wohl die Zahlen, die er ins Hauptbuch schreiben mußte, und als er am Krankenbett des Jungen saß, war er wohl froh, daß er so gut „versichert" war und die Rechnung des Arztes oder des Apothekers nicht zu fürchten brauchte. So hat er von seinem Jungen denn wohl keine „Einnahmen" gehabt.

Armer Vater.



Neue Preisaufgabe

Weil euch die letzte Denksport-Aufgabe so viel Spaß gemacht hat, habe ich euch auch diesmal wieder eine ausgeknobelt. Damit euch die Lösung nicht allzu schwer fällt, will ich euch verraten, daß in dieser Zeichnung 12 Fehler enthalten sind. Nun sucht sie einmal heraus. Ihr braucht sie mir aber nicht näher zu erklären, sondern könnt ganz einfach schreiben: z. B. der Schrank, der Tisch, der Herd usw. Allerdings müssen es die wirklichen Fehler sein. Schickt mir die Postkarten mit den Lösungen bis zum **15. Mai 1940** an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18.** Ich setze wieder die bekannten sieben Preise aus. Und nun recht viel Spaß.

Fritz.

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 3/1940

Diese Denksportaufgabe hat euch und mir aber viel Arbeit gemacht. Ich muß euch doch sehr loben, denn mehr als die Hälfte der Einsendungen waren nahezu richtig. Ihr könnt euch wohl denken, welche Riesenarbeit es war, die vielen, vielen hundert Einsendungen genau zu lesen und zu prüfen. Kinder, da habe ich viele Tage mit verbracht. Aber dann war es endlich geschafft. Nun aber kam die nächste Arbeit: aus den vielen richtigen Einsendungen die Preisträger herauszufinden. Da das auf Grund von Leistungen einfach unmöglich war, mußte ich auch diesmal wieder das Los entscheiden lassen. Bevor ich euch nun die Preisträger vorstelle, will ich euch schnell noch die richtige Lösung nennen, damit ihr vergleichen könnt: 1. Ein Huhn hat an den Füßen keine Schwimmhäute, 2. Eine Ente sitzt nie auf einer Hühnerstange, 3. Ein Huhn hüpft nicht mit einem Bein die Leiter hinan, 4. Ein Hahn legt bekanntlich keine Eier, folglich sitzt er auch nicht auf einem Nest, 5. Da ist noch ein Huhn mit Entenfüßen zu finden, 6. Der Hahn trägt Sporen an den Füßen, 7. Das Huhn dagegen hat keine Sporen, 8. Eine Ente hat keine Hühnerfüße, 9. Die Tür muß nach außen aufgehen, 10. Zwar gehört eine brennende Laterne überhaupt nicht in den Hühnerstall, und wenn schon, dann muß sie an einem Nagel hängen, denn in der Luft kann sie nicht schweben. Darüber hinaus haben noch viele beanstandet, daß die Hühnerstange unmittelbar vor der Tür angebracht ist und daß die Hühnerleiter viel zu weite Sprossen hat. Das sind an sich auch Unrichtigkeiten, aber sie waren nicht so ausschlaggebend als die oben zur Bedingung gestellten. — Die Preisträger sind: **Helmuth Mann** in **Hildesheim** (10,— RM.), **Liselotte Weiß** in **Güsten** in Anhalt (5,— RM.), **Hermann Klein** in **Rehau** (Bayerische Ostmark), **Lore Nagel** in **Halle** (Saale), **Mathilde Weinzierl** in **Hengersberg, Karin Schmachtel** in **Hamburg-Harburg** und **Ruth Spangenberg** in **Magdeburg** (je ein wertvolles Jugendbuch).

Allen lieben Freunden und Freundinnen der „Kinderwarte" danke ich für die fleißige Beteiligung. Ich hoffe, daß auch weiterhin die Mitarbeit so rege bleibt.

Fritz.

Kinderwarte

Das Hexenhaus

Vor vielen Jahren stand inmitten eines großen Waldes ein einsames Forsthaus. Der Förster, der mit seiner Frau darin wohnte, hatte zwei Söhne, Hans und Klaus, die als echte Waldbuben keine Furcht kannten und des Abends ruhig einschliefen, selbst wenn draußen der Uhu schrie und die Wölfe heulten.

Als sie eines Tages im Walde Pilze suchten, breitete sich unbemerkt ein Nebel zwischen den Bäumen aus, und ehe sie sich der Gefahr bewußt wurden, hatten sie sich schon verirrt. Als die Dunkelheit hereinbrach, verzog sich der Nebel; aber den Heimweg fanden sie nicht. Der Wald wurde ihnen immer fremder und geheimnisvoller, die Bäume rauschten ganz anders, und zuletzt meinten sie, in eine ganz verzauberte und verhexte Gegend geraten zu sein.

Auf einmal sahen sie in der Ferne ein Licht. Sie blieben stehen und lauschten und beobachteten lange Zeit.

„Ein Irrlicht kann es nicht sein", sagte Hans, „sonst würde es flackern und sich hin und her bewegen; aber es steht so still wie ein Stern zwischen den Stämmen."

Sie schlichen vorsichtig näher, bis sie vor dem Licht ganz deutlich ein Fensterkreuz erblickten. Nun war es gewiß: dort stand ein Haus! Aber wer mochte darin wohnen? Vielleicht waren es Räuber! Es konnte aber auch eine Hexe oder gar ein Menschenfresser sein! Sie dachten an die vielen schauerlichen Geschichten, die in ihrem Märchenbuche standen; aber wenn sie auch nie so recht daran geglaubt hatten, in diesem Augenblick schwand jeder Zweifel. Etwas Unheimliches, Gefahrvolles lauerte vor ihnen, das war gewiß! Eine Weile lauschten sie noch hinter dichtem Gesträuch versteckt; aber als das Licht unbeweglich stehenblieb und auch kein Ton sich vernehmen ließ, wurden sie etwas mutiger. Zuletzt schleuderte Klaus sogar einen Stein in der Richtung des Hauses.

Es gab einen dumpfen Schlag, aber wieder blieb es totenstill. Allem Anschein nach war niemand daheim oder alles lag in festem Schlafe, und so glaubte Hans nicht zu viel zu wagen, wenn er rasch nach dem Fenster zielte.

Diesmal krachte und klirrte es ganz gewaltig. Aber wiederum geschah nichts, es blieb unheimlich still, und nur das Licht bewegte sich ein wenig.

„Das ist der Wind, der durch die zerbrochene Scheibe fährt", flüsterte Hans, „jetzt werfen wir beide zugleich!"

Aber da geschah etwas Schreckliches!

Das Licht erlosch unter lautem Geklirr und Gepolter und zugleich erhob sich ein wildes Fauchen und Kreischen, wie es nur aus dem Munde der abscheulichsten Hexe kommen konnte.

Da gab es kein Halten mehr. Die Buben jagten in wilder Angst ins Dunkel hinaus und liefen so lange, bis ihnen der Atem versagte. Auf einmal blitzte wieder ein Licht vor ihnen auf! Diesmal stand es nicht still, sondern bewegte sich langsam vorwärts, gerade auf sie zu. Die Buben hätten laut aufschreien mögen vor Jammer und Angst. Mit zitternden Knien und keuchender Brust standen sie da, und das Herz schlug ihnen bis zum Halse hinauf. War denn der ganze Wald verhext? Entsetzt starrten sie auf die neue Erscheinung und wußten nicht, nach welcher Seite sie sich zur Flucht wenden sollten. Da raschelte und knackte es im Gebüsch, und ein Hund sprang mit lautem Gebell an ihnen hoch.

„Tell!" rief Klaus, „das ist Tell!" und alle Furcht war mit einem Schlage hinweg. Sie umschlangen ihren vierbeinigen Retter, und während sie ihn mit Liebkosungen überschütteten, eilten der Förster und die Försterin heran, die mit einer brennenden Laterne nach ihren Kindern gesucht hatten.

Nun gab es ein Fragen und Erzählen, und

...uben wurden nicht fertig, von ihrem ...lichen Erlebnis mit dem geheimnisvollen ...ause zu berichten. Der Vater schüttelte den Kopf. Er hatte doch den ganzen Wald auf seinen Jagden durchstreift, konnte sich aber nicht besinnen, irgendwo ein Haus gesehen zu haben.

Während des Gespräches waren sie weitergegangen, und plötzlich sagte die Mutter: „Wir werden uns doch nicht verlaufen haben? Ich hatte das Licht im Hause brennen lassen, und wir müßten es längst sehen!“

„Der Wind wird es ausgelöscht haben“, antwortete der Vater und hob die Laterne empor. Da fiel ihr Licht auf das Forsthaus, an dem sie in der Finsternis beinahe vorübergegangen wären.

Als sie eintraten und die Stubentür öffneten, fuhr ihnen ein scharfer Luftzug entgegen und blies die Laterne aus.

„Dacht' ich's doch“, sagte der Vater, „ein Fenster steht offen!“

„Aber ich hatte doch alles verschlossen!“ erwiderte die Mutter ängstlich und klammerte sich an den Förster, denn sie glaubte, Wilddiebe oder Einbrecher seien dagewesen. Hans lief voraus und tastete sich durch das Zimmer, um das Fenster zu schließen. Dabei knirschte es wie Scherben unter seinen Füßen, und mit Schrecken bemerkte er, daß alle Scheiben zerbrochen waren.
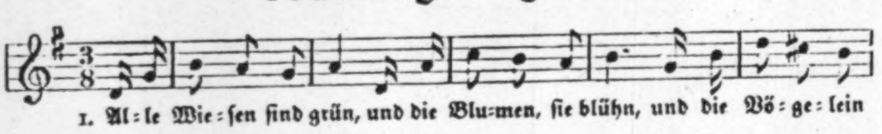
Inzwischen hatte der Vater die Laterne wieder angezündet, und nun bot sich allen ein schauerliches Bild. Auf dem Tische lagen die Trümmer der Lampe in einer Lache von Oel, das langsam über den Rand herabtropfte. Der Fußboden war mit Scherben übersät, und dazwischen befanden sich einige derbe Steine. Hinter dem Ofen aber kam winselnd und wimmernd mit lahmem Hinterbein der Hauskater hervorgekrochen und zog ein Gesicht, als sei ihm ein himmelschreiendes Unrecht widerfahren.

Die Mutter schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als sie die Verwüstung sah, Hans und Klaus standen wie festgewurzelt, guckten sich erschrocken an und wußten nicht, was sie denken sollten. Der Vater aber brach in ein furchtbares Gelächter aus.

Warum mag er nur so gelacht haben?

Rudolf Kirsten.

Frühlingsreigen!



2. Und wir schließen den Kranz zu dem fröhlichen-Tanz, und die Hände zusammen wir schlingen. Unter frohem Gesumm dreht der Kreis sich herum. O! welch lustiges Schweben und Schwingen! Tralala ......

3. Und die Vöglein all mit dem lieblichen Schall musizieren zu unseren Tänzen. Und wir bleiben vereint, bis die Sonne nimmer scheint, bis die Sterne am Himmel erglänzen. Tralala ......

Wir sparen die Minuten

Warum hatte der Februar dieses Jahres 29 Tage statt der 28 in andern Jahren? Zur Antwort wird man meistens erhalten: weil 1940 ein Schaltjahr ist. Das ist richtig. Schaltjahre haben wir alle vier Jahre; und zwar sind alle Jahre, deren Zahl sich restlos durch 4 teilen läßt, Schaltjahre. Diese haben 366 Tage im Gegensatz zu den Gemeinjahren mit 365 Tagen.

Warum aber? Kurz gesagt: die Schaltjahre sind eine Sparangelegenheit. Die Erde läuft nämlich nicht in genau 365 Tagen um die Sonne und vollendet damit ein Jahr, sondern sie braucht fast noch sechs Stunden länger dazu. Deshalb müßten wir, wenn das neue Jahr um Mitternacht zwischen dem 31. Dezember und dem 1. Januar beginnt, das nächste Jahr erst am 1. Januar um 6 Uhr früh beginnen lassen, das übernächste mittags um 12, das dritte abends um 6 und das vierte um Mitternacht vom 1. zum 2. Januar. Dieser Tag wäre dann der erste Tag des neuen Jahres, der 1. Januar. Das wäre sehr umständlich. Deshalb spart man jedes Jahr einen Vierteltag auf, rechnet also jedes Jahr etwas zu kurz und fügt nach vier Jahren einen ganzen Tag hinzu. Das ist dann der Schalttag, und das ganze Jahr erhält somit als Schaltjahr 366 Tage.

Nun braucht die Erde zu einem Jahrumlauf aber nicht 365 Tage und 6 Stunden, sondern nur 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 46 Sekunden. Wir haben also alle Jahre 11 Minuten und 14 Sekunden zuviel gerechnet. Wenn wir nun nach vier Jahren einen ganzen Tag einschalten, so haben wir viermal 11 Minuten, 14 Sekunden = 44 Minuten 56 Sekunden, also fast ¾ Stunden zuviel geschaltet. Ihr werdet sagen: diese kleine Zeitdifferenz falle nicht ins Gewicht. Danach hat man auch tatsächlich einige Jahrhunderte lang gehandelt, nämlich von 45 vor unserer Zeitrechnung bis 1582 unserer Zeitrechnung. Und dann merkte man, daß die Jahreszeiten sich gegen das Kalenderdatum verschoben hatten. So fiel z. B. die Sommersonnenwende nicht mehr auf den 21. Juni, sondern fand bereits am 11. Juni statt, und der Frühlingsanfang hatte sich vom 21. März auf den 11. März verschoben. Deshalb fand 1582 eine Kalenderreform statt, die unter Weglassung von zehn Tagen den Frühlingspunkt wieder auf den 21. März rückte und anordnete, daß in 400 Jahren drei Schalttage ausfallen. Deshalb sind die Jahre 1700, 1800 und 1900, die eigentlich Schaltjahre hätten sein müssen, keine Schaltjahre gewesen. Die Zweckmäßigkeit dieser Anordnung können wir uns leicht errechnen: die nach der alten (julianischen) Schaltung in vier Jahren zuviel gerechneten ¾ Stunden machen in 400 Jahren fast 75 Stunden aus, das sind etwa drei Tage. Und eben diese werden bei der neuen (gregorianischen) Schaltung bei den vollen Jahrhunderten fortgelassen. Erst das nächste volle Jahrhundert, nämlich das Jahr 2000, wird wieder ein Schaltjahr sein. Diese anscheinend so umständliche Rechnung ist aber nötig; denn selbst solch kleine Zeiteinheiten wie 11 Minuten und 14 Sekunden können im Laufe der Zeit unser Jahrgetriebe in Unordnung bringen. Zwar würden sich die Jahreszeiten nicht so schnell verschieben wie beim mohammedanischen Kalender, der nur 354 Tage im Jahr hat, und dessen Feste sich nach unserm Kalender alle drei Jahre um einen Monat vorverlegen, und bei dem ein bestimmtes Datum in 18 Jahren vom kürzesten Tag sich zum längsten Tag verschiebt und umgekehrt; aber dennoch würde unser Weihnachtsfest langsam aber stetig in den Frühling hineinrücken. Dem spanischen Arzt Alois Lilius und dem deutschen Astronom Christoph Clavius aus Bamberg haben wir mit ihrem Minutensparen es zu verdanken, daß unser Jahr stets jahreszeitengetreu bleibt.

L. W. Roose.

Ein Spiel für Mädchen

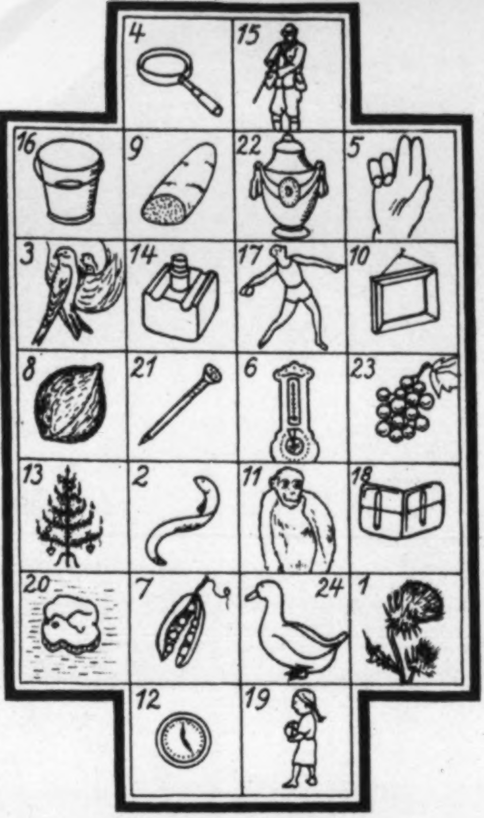
Jetzt sollen die Mädchen einmal allein spielen. Alle Mädchen fassen sich an und bilden einen Kreis. Irma soll die „Freundin“ sein. Wir binden ihr ein Taschentuch um die Augen und stellen sie in den Kreis. Nun gehen wir im Kreis um die Freundin herum und rufen:

„Wir wollen dich umkreisen,
wie soll deine Freundin heißen?“

Irma ruft darauf: „Frieda ist ihr Name!“

Alle Mädchen machen Halt und rufen: „Such die kleine Dame!“ Irma geht nun auf den Kreis zu und sucht Frieda herauszufinden, aber beim erstenmal gelingt es ihr nicht. Nun darf sie es noch einmal versuchen. Es gelingt ihr wieder nicht. Da nimmt das Spiel seinen Fortgang. Wir gehen wieder im Kreis herum, rufen unsern Vers, und Irma ruft: „Erna ist ihr Name!“ Als wir Halt machen, greift Irma diesmal sofort Erna heraus. Nun wird Irma erlöst, während Erna die „Freundin“ sein muß, die mit verbundenen Augen in die Mitte des Kreises gestellt wird, und das Spiel beginnt von vorn.

Kurzweil am Feierabend



Bilderrätsel-Rösselsprung

Werden die Anfangsbuchstaben der bildlichen Darstellungen in Art des Rösselsprungs nacheinander gelesen, so ergibt sich ein Wort von Goethe. Die Ziffern geben die Sprungfolge an.

Als Nachspeise gibt es Himbeerpudding. Das ist Willis Leibgericht. Willi lädt also auf, einmal, zweimal und verlangt schließlich noch einmal.

„Nein“, sagt die Mutti, „nun ist es genug. Ich kannte einen kleinen Jungen, der hat einmal soviel Himbeerpudding gegessen, daß er geplatzt ist.“

„Richtig geplatzt?“ fragt Willi zweifelnd. Die Mutter bestätigt das. Nach langem Nachdenken meint Willi dann:

„Mir kannst du ruhig noch mehr Pudding geben, ich platze nicht. Der andere Junge ist bloß geplatzt, weil nicht genug Junge da war.“

Die Lehrerin fragt die kleine Grete: „Wie sagt man, wenn man sich hinsetzt?“ — Prompt kommt die Antwort: „Ich setze mir.“ — „Falsch, wie heißt es, Frieda?“ — „Ich setze mir hin“, antwortet sie. — „Wieder nicht richtig. Nun, Berta, kannst du es uns nicht richtig sagen?“ — Berta erhebt sich und sagt knicksend: „Ich bin so frei und setze mir!“

Mutter schaut ins Kinderzimmer, Kurtchen und Elschen, sechs und vier Jahre alt, sitzen auf dem Sofa, ganz still, scheinbar völlig unbeteiligt. „Kinder, ihr seid ja so brav, was spielt ihr denn?“ fragt die Mutter argwöhnisch.

„Wir spielen Papa und Mama.“

„Wo ist denn das kleine Fritzchen?“

„Das Fritzchen liegt unterm Sofa und muß warten, bis er geboren ist.“

„Mutti, unser Fräulein sagte heute in der Schule, der Hund habe von allen Tieren den feinsten Geruch. Und nun habe ich unsern Karo von allen Seiten berochen, aber wirklich, schön riecht er nicht!“

Silbenrätsel

Aus den Silben:

aar — bert — blin — dad — de — del — din — du — e — e — e — en — ga — ga — gau — ge — ge — ger — glas — gow — gu — hu — im — ing — kus — lan — lein — li — lied — me — me — mi — min — nau — ne — neb — ni — now — op — pau — ra — ra — reis — ri — sa — sam — sis — so — stüt — sy — ta — ta — tik — tri — tschi — u — wand — zelt

sind 24 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Wort von Emanuel Geibel ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. männlicher Vorname, 2. Göttin der vergeltenden Gerechtigkeit, 3. Hauptstadt des Irischen Freistaates, 4. oberes Inntal, 5. europäische Hauptstadt, 6. Schiffahrtskunde, 7. Stadt in der Pfalz, 8. Insel der Kleinen Antillen, 9. Zweig zum Veredeln, 10. jugoslawische Hafenstadt, 11. russischer Heerführer im Weltkrieg, 12. Gattung des Minnesangs, 13. Vogel, 14. schweizer Kanton, 15. Anstalt für Pferdezucht, 16. Stadt auf Sizilien, 17. chinesische Provinz, 18. Stern, 19. Vogel, 20. wasserdichtes Gewebe, 21. Nebenfluß der Elbe, 22 Insekt, 23. schottische Stadt, 24. Gewebe.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 6

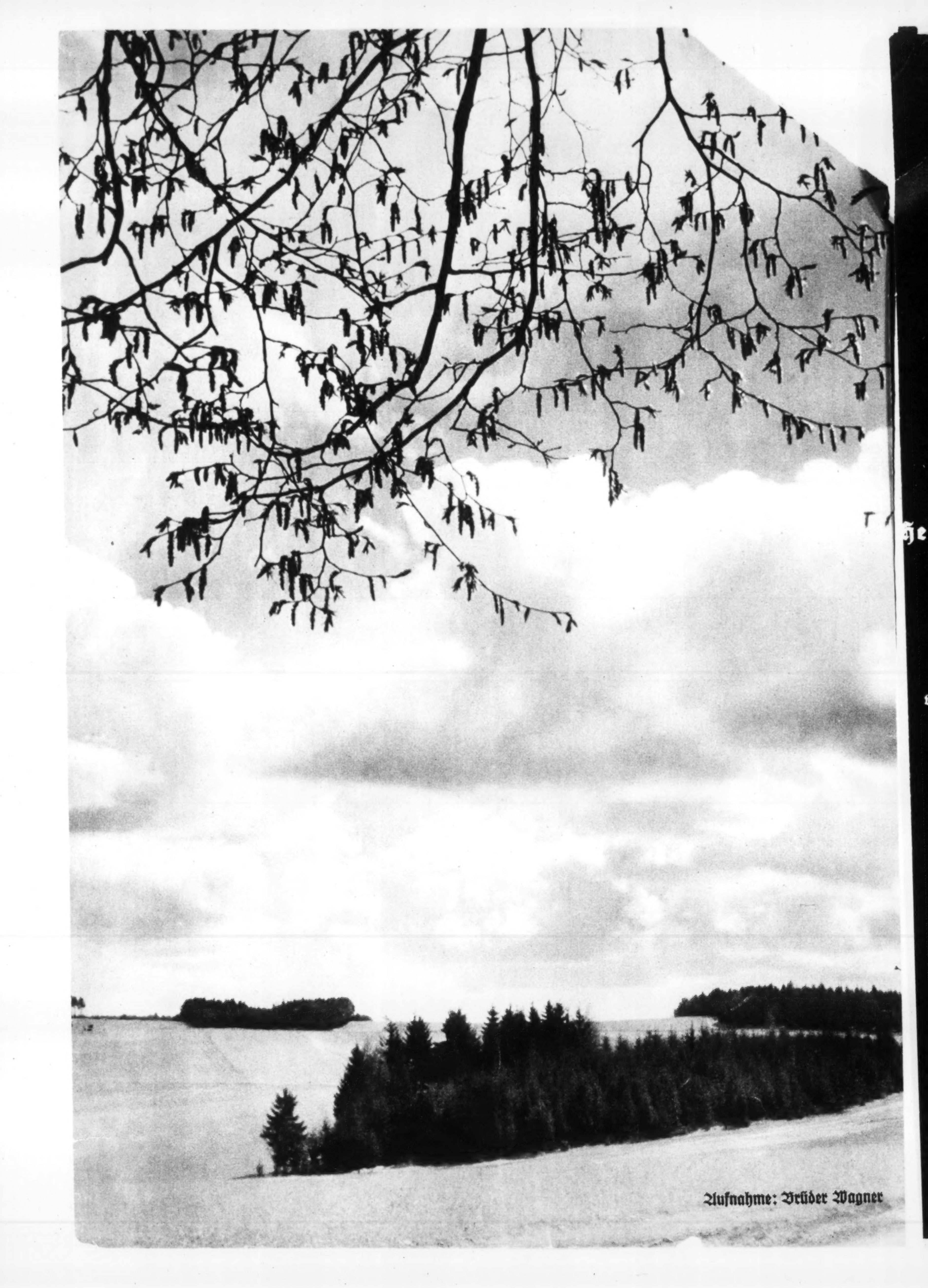
Silbenrätsel. 1. Untersuchungsrichter, 2. Nutria, 3. Elfriede, 4. Nachhut, 5. Drachenfels, 6. Libelle, 7. Idol, 8. Cleveland, 9. Hagebutte, 10. Imker, 11. Spanien, 12. Thema, 13. Dokument, 14. Aarau, 15. Segelflieger. — Unendlich ist das Rätsel der Natur. (Körner.)

Silbenrätsel. 1. Fingerring, 2. Ureltern, 3. Elbing, 4. Riegelchen, 5. Allianz, 6. Narkose, 7. Drudenfuß, 8. Rankune, 9. Entwickler, 10. Umpflanzung, 11. Neunhundert, 12. Drache, 13. Mehrlader, 14. Irre, 15. Treffer, 16. Arbeitsfront, 17. Niederwalddenkmal, 18. Deutelei, 19. Estragon, 20. Rossini, 21. Nasenbein, 22. Leitmeritz, 23. Edeltraud, 24. Bohrer, 25. Einband. — Fuer andre und mit andern leben, heißt ueberhaupt nur leben. (H. Heiberg.)

Verlag der „Reichs-Elternwarte“: Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18

Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 32 17 81, Postscheckkonto: Hamburg 134 75. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Albert John, Hamburg 1, Alsterdamm 26. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.


Aufnahme: Brüder Wagner